



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

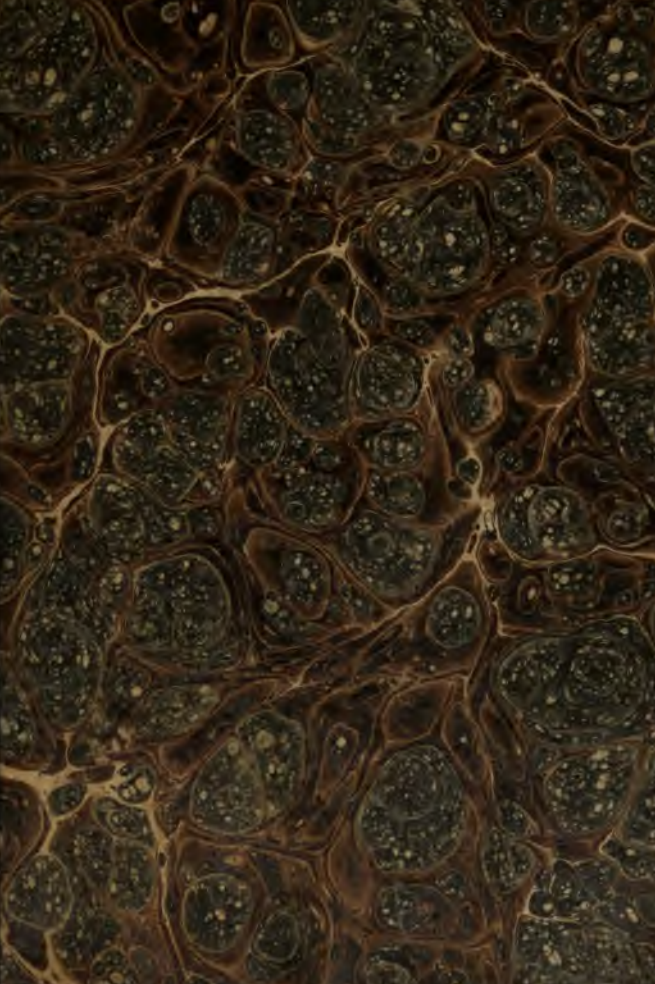
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

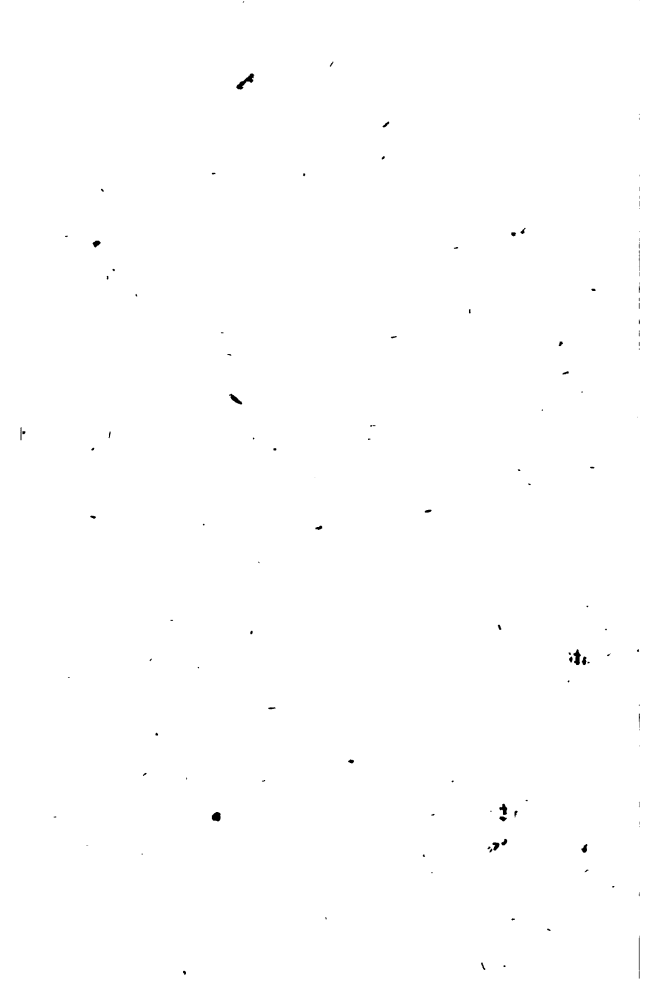
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Goethe's

Werke.

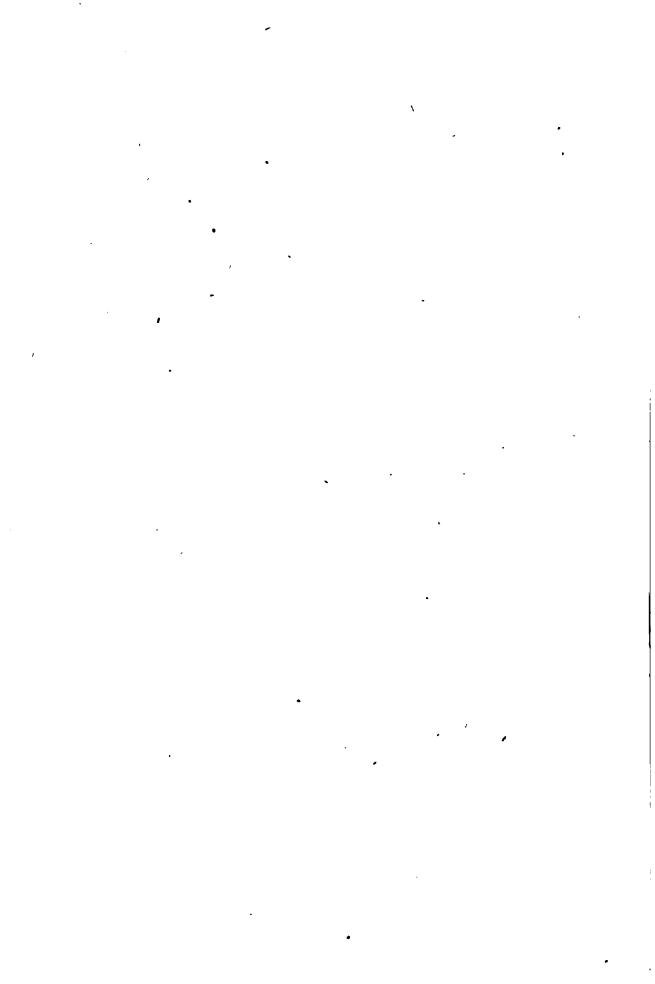
Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Funfunddreyßiger Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden
Privilegien.

E. uttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.



I n h a l t.

Venvenuto Cellini. Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb. S. 5

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Model zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verblendet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I. und verreis mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt. S. 9

Drittes Capitel.

Der Verfasser kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt, und sein Profil von ihm boskiren läßt. — Das Klima ist ihm schädlich, und er wird krank. Er speist junge Psauten und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern.

von manchen verdrießlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt. S. 24

V i e r t e s C a p i t e l.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohlbedenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrießlich entschließt sich aus dem Stegreife eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. S. 35

F ü n f t e s C a p i t e l.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn. S. 49

S e c h s t e s C a p i t e l.

Der Autor wird vom König aus eigener Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andern mal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Versicherung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Estampes, der im Schloßchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, heranswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil. S. 64

S i e b e n t e s C a p i t e l.

Madame d'Estampes muntert den Mahler Primaticcio, sonst Bologna genannt, auf, durch Betteifer den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrüßlichen Proceß verwickelt, mit einer Person, die er aus Klein Nello geworfen. — Beschreibung der Französischen Gerichtshöfe. — Der Verfasser, durch diese Verfolgungen und durch die Advocatenkiffe aufs äußerste gebracht, verwundet die Gegenpartey und bringt sie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von seinen vier Gefellen und seiner Magd Katharine. — Ein heuchlerischer Geselle betriegt den Meister und hält's mit Katharinen. — Der Meister ertappt sie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hause. — Sie verklagen ihn wegen unnützlichlicher Beleidigung. — Dem Autor wird's bange. —

Nachdem er sich gefaßt und sich kühnlich dargestellt, verspricht er seine eigne Sache und wird ehrenvoll entlassen. S. 80

A c t e 8 C a p i t e l.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieser, auf Eingeben des Madame d'Estampes, verschiedne Entwürfe des Verfassers auszuführen unterkommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht gesetzt gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Ecceyona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verführt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen. S. 94

N e u n t e 8 C a p i t e l.

Madame d'Estampes, in der Absicht den Autor fernner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubniß, das Bauhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begibt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Mahler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteypflicht der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Abcamio. S. 112

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Esampes, durch fortgesetzte Künste, sucht den König gegen den Autor anzuwenden. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Esampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini forcht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

S. 122

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gefellen Hans und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Wenig wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Cardinals von Ferrara und seiner zwei Gefellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Vester Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet.

S. 137

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs beschleunigen die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

S. 147.

D r i t t e s C a p i t e l .

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und trübsüchtig gegen ihn betragt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Statien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betruges, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen. S. 168

V i e r t e s C a p i t e l .

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an. S. 173

F ü n f t e s C a p i t e l .

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg

mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciss. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung. S. 186

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet. S. 192

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoriti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unverföhnliche Feindin. S. 218

A c t e s C a p i t e l.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Handel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Austritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Berdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Comabboli.

S. 132

N e u n t e s C a p i t e l.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß deutet, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Abbati, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständnis zwischen ihm und

dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halbhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Befehl auf. — Der Autor verbleibt sich, zwei Putte für den Chor zu machen, und sie mit halb-erhobenen Figuren, in Erz, auszuführen. — Der Herzog billigt den Vorschlag. S. 151

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruss. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbletta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt. S. 167

Elftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbletta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hilfe. — Das Gift, das er bei Sbletta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbletta durch den Berrath des Raphael Schioggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt

ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa. S. 188

Benvenuto Cellini.

Zweiter Theil.



D r i t t e s B u c h.



Erstes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erschien, der, als er dem Papst seine Aufwartung machte, so lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendessens kam. Nun war der Papst ein sehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzosereyen sprechen, weil man bei solchen Gelegenheiten sich freier über viele Dinge als sonst herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugsam kannte, sehr ausführlich sprach, gefiel dem Papste außerordentlich, der sich, wie er alle Woche einmal that, bei dieser Gelegenheit betrank, von welchem Rausch er sich denn gewöhnlich sogleich befreite, indem er alles wieder von sich gab.

Da der Cardinal die gute Disposition des Papstes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewäh-

rung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs, auf das nachdrücklichste und versicherte, daß Seine Majestät auf das lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äußerte, so sagte er mit großem Lachen zum Cardinal: Nun sollt ihr ihn gleich mit euch nach Hause führen! Darauf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwey der ersten Edelente des Cardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten sie mich aus dem Gefängnisse, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unschätzbarer Freundschaft empfing, mich gut einquartiren und sonst außs beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Castellan, verlangte, daß ich alle Kosten, nebst allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Castellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber sagte mir, ich sollte nur gutes Muthes seyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb sey; denn wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wär ich wohl niemals herangekommen;

er höre schon, daß der Papst sich bellage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, besuchte mich unter andern werthen Freunden ein Cassler des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Saluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes, und wollte mir alles zurückgeben; ich aber versetzte, ich wüßte meine Baarschaft keinem liebem Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen wo sie sicher stünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt ausbringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen, daß er es behielt. Da ich nun aus dem Cassell befreit wurde, fand sich's, daß er verdorben war und ich verlor meine Baarschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen schrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn schrieb, und mir dreyimal sagte, ich sollte schweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte wer es war, alles was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete so deutlich und genau, daß ich nichts

anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die größer ist, als daß sie einem andern Menschen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgesprochen, und mir seine Geheimnisse selbst offenbaret hat. Denn seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein um's Haupt geblieben, den jederman sehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Grase liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß man den Schein viel ausdrücklicher sah, als in Italien wo die Nebel viel häufiger sind; dessen ungeachtet aber seh' ich ihn auf alle Weise, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden.

Zweytes Capitel

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Calzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I. und verreis mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals von Ferrara mich befand, gern von jederman gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten, denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwey Römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Ascanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Water, Geschwistern und

Stiefmutter, welche mich zwey Tage auf das freundschaftlichste bewirtheten. Ich lehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Ascanio mit mir. Unterweges fingen wir an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schätzte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingelernt wurde, davon ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Vocal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, dergleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes and der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Stiegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein

grüß ich zwey Geschlechtern, einmal wie St. Johannes in der Wüste predigte, und dann wie St. Ambrosius die Arianer verlagte; er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Gabel in der Hand, von so Kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß jeberman sagte, ich habe den großen Laurentio übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war stolz, sehr Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gebachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte bei Gelegenheit dieses Salzfaßes viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, sehr zufrieden von den Zeichnungen welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: Benvenuto! die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll, deswegen magst du entscheiden, der du sie ins Werk zu setzen hast. Darauf sagte ich: Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessen ungeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schärer fragt, zu wem er

mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen Prinzen, oder zu seinen eigenen Kindern? so wird er gewiß gestehen, daß er diese letztern vorziehe; so habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe, daher was ich euch zuerst vorlegen werde, höchwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung seyn, denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keinesweges gut lassen; und so wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: Ihr habt gesagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiderte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an, denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Cesano war gerade das Gegentheil; so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte, mit allerlei Galanterien umher, und alles sehr schön; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich

zwey Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Stiefperde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyjaß gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwey trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel, und sagte: Das Werk ist in zehn Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens

darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen
 Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenig-
 stens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er
 zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf
 nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der
 Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes
 Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: Hoch-
 würdigster Herr! ich sage wohl Zuversicht daß ich das
 Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird.
 Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das
 Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der
 Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte
 der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: Wenn du
 es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe,
 so glaube ich nicht, daß du es für einen andern
 zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den
 Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er
 solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mit-
 bringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und
 rief: O wann wird das Geschwinde doch kommen?
 Der Cardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und
 meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und
 zwar innerhalb zehn Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er
 mir ein schönes und gutes Pferd, das Torpon hieß,
 weil der Cardinal dieses Namens es ihm geschenkt
 hatte; auch Paul und Alcanio, meine Schüler, wur-
 den mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte
 seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern

Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loreto zu besuchen, und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Glavens, das war der größte, und dabei seine schönste Meitrey. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtey gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet, und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschloß ich noch Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in andrer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reisten wir zu drey vom Nam ab; in Monterossi traf ich Meister Eherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich

gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bei Monterosi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeugen, und indeß wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiste, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeugten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Richten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reiste ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstage um zwey und zwanzig nur ungefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Cornon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen

Zu=

Juller, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen; sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug, doch ritt ich keinesweges postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunter zu nehmen.

Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirth wo ich wohnte: Ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut als daß er Kissen und Steigbügel behält, denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben, und er hat zwey Söhne bei sich, die tapfersten Leute, und als Soldaten noch weit bestialischer denn er. Drum lauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege ohne euch weiter mit ihm einzulassen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kissen

Durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich sehr gut beritten, mit Panzerhemd, und Armschienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitäten, die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Ärmel zu tragen und auf meinen Römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Ascanio, ungeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich die Tollheit der Tollen sollte doch auch ein wenig fepern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los, und sagte ganz gelassen: Postmeister, wenn ich euch versichre, daß ich euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Rißen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf eine tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: Wie, seyd ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Charfreitage euch und mir ein solches Vergerniß geben? Er versetzte: daß er sich weder um Gottes- noch um

des Teufelsfreitag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehre zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Sanesi-scher Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie am selbigen Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzlich hinzu, gedachten Postmeister zu tabeln, indem er meine Par-tey nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmannes noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging; die Kugel traf den Bogen des

Thors, schlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Edhne ließen schnell herbei, der eine mit einem Messen, der andere mit der Pattsane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte sich an einen Matländer, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er hätte nur sagen dürfen, ich gebe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum besten parrren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Eherabin war als Gefälliger gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfunden von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geschwind galoppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich lehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Späße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren war? und Ascanio sagte: Paul sey tödtlich mit einem Spieße verwun-

bat. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan. Da antwortete ich: Wohl erst diesen Morgen? so trägt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefährlichen Orten, wo man sie eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir widerfährt geschieht dir recht und du bist Schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch nieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte sie und mich erratten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Eberuin und dem vermundeten Mailänder; jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn niemand sey beschädigt, Pauls Wunde sey nicht tief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücke hauen würden; er bat mich, daß ich das Blut, das uns beim ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns diesmal verlassen. Darauf versetzt ich: Da ihr zufrieden seyd, so will ich mich auch beruhigen; und, indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt euren Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitem Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir sicher seyn. Darauf sagte der Mailänder: Der Hen-

ter hole die Sünden! das Uebel begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittag hatte. Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Eherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren sogleich zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reitercy gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, so gut man ihn daselbst haben konnte, und ließ Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Hierauf erschien Meister Eherubin und der närrische Mailänder, der nur immer sagt: Hole der Henker alle Händel! Er betrubte sich daß er excommunicirt sey, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosentranz nicht hätte beten können. Der Mann war erstaunend garstig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachsen; da nahm sich erst seine wunderliche Mailändische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus,

und gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anstatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem seiner Worte lustig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derselbe schon drey Stiche gethan hatte, sagte der Patient: er möchte inne halten, und sollte ihm nicht etwa gar aus bösem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade so viel sollte man offen lassen, daß der Löffel durchkönne, und er zu dem Seinigen käme.

Bei diesen Worten die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erst das Lachen recht los, und so kamen wir mit der größten Lust nach Florenz. Wir stiegen im Hause meiner armen Schwester ab, die uns sowohl als ihr Mann aufs beste empfing und bewirthete. Herr Eherubin und der Mailänder gingen ihren Geschäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die sonderbarste Sache, daß wir, so oft vom Mailänder gesprochen wurde, in eine ausgelassene Lustigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle die wir ausgestanden, äußerst rührte, so daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

D r i t t e s C a p i t e l .

Der Verfasser kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt, und sein Wesit von ihm bessern läßt. — Das Klima ist ihm schädlich, und er wird krank. Er speist junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unsern Cardinal daselbst, der alle unsere Abenteuer gehört hatte, sich darüber beschwerte und sagte: Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm versprochen habe. Er wies mir darauf einen seiner Paläste in Ferrara, den angenehmsten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt nach Frankreich zu gehen, aber keine mich mitzunehmen, und als er sah daß ich darüber sehr verdrießlich war, sagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geschieht zu deinem Besten. Denn the ich dich aus Italien wegnehme, will ich erst gewiß

seyn was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Cassier, daß er dir geben soll, was du nöthig hast. Nun verreis'te er, und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deswegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becken und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in den Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte, und bediente mich eines Pulvers das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwey Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloran; wir arbeiteten noch einige Monate freu-

big fort, und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen, als an eine Arbeit die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreyimal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Jüngling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Sigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: Ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben war.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deswegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo

eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: *Pretiosa in conspectu Domini.* (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Vocal einpacken, denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Vendibio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte geschwind aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sey. Der Cardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt:

ich sey in einer seiner Abteyen zu Lyon ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deswegen sey es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich: meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Alcanio und Paul, meine Cameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe, und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunst reisten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten wußte ich nicht, denn ich sey nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehn.

Da mir nun der Cardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich mit den Ferraresern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ harte und unausständige Reden zu

führten. Ich ging nun dem Herzog die gerundigte
 Medaille zu bringen, und er begegnete mir mit den
 ehrenvollsten Liebkosungen, und hatte Herrn Ste-
 rompinus Stigliolo befohlen, er solle mir einen Ring
 von mehr als zweihundert Scudi kaufen und ihn
 Gracchino seinem Kämmerer geben, der ihn mir
 bringen möchte. Und so geschah es auch, noch den-
 selben Abend. Um ein Uhr kam Gracchino und über-
 reichte mir einen Ring mit einem Diamanten der
 viel Scheln hatte, und sagte von Seiten des Herzogs
 diese Worte: mit diesen soll die einzige französische
 Hand gezieret werden, die so trefflich zum Andenken
 Seiner Exzellenz gearbeitet habe. Als es Tag
 ward, betrachtete ich den Ring und fand einen
 flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth,
 und es war mir ungelegen, daß die herrlichen
 Worte die mir der Herzog hatte sagen lassen, mit
 so einer geringen Belohnung sollten verbunden seyn,
 da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich
 vollkommen zufrieden gestellt. Auch dachte ich wohl
 daß der Streich von dem Schelm dem Schatzmeister
 herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde,
 mit Namen Bernhard Salitti, der ihn dem Käu-
 merer wieder geben sollte, es möchte kosten was es
 wolle, und das Geschäft wurde trefflich ausgeführt.
 Da kam Gracchino eilig zu mir, in großer Beede-
 gung und sagte: wenn der Herzog wissen sollte, daß
 ich ein Geschenk zurückschicke das er mir so gütig
 zugebacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen

und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sey ungefähr zehn Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi schätzen; mir sey bloß an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines bessern besonnen und mir alles gegeben was ich nur verlangte, und ich war gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß; er war alt und sehr angenehm, dabei liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie zufälliger Weise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so mahlen sie sich's nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: Es ist mir leid daß ihr zu spät kommt, denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich schicken. Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sey, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sey, herbeiholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso: Ich will euch sagen warum ich mich nicht kummere, mehr Gefäße zu sehen, denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon

erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonso seine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Mobell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehen, als ich mich zu Herrn Albert lehnte, und sagte: Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: Wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: Höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: Dieses Mobell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier Meister Jacob Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Duzend Herren und arme Edelkute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes verschleiden von diesem. Er hat mir beide schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gefalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich verführe euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen,

so daß ich denke, das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso für Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alfonso, eh' ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Ascanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alfonso daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deswegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an diesem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals von Ravenna schuldig. Auch hatte ich Bekanntschaft mit einigen geschickten Tonkünstlern gemacht und mit niemand sonst; denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen, und so sind sie alle.

Um zwey und zwanzig am Fröschno, überreichte mir den Ring von ungefähr sechzig Scudi, und sagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich; und setzte sogleich den Fuß in den Steighügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der sehr erzürnt war, und große Lust hatte mich zurückholen zu lassen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war sehr froh den andern Tag aus dem Ferraresischen zu seyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegessen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durch's Monsanessische und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Ursache, und so kamen wir glücklich und gesund nach Lyon, Paul, Ascanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unser Gepäc und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unsere Sachen ankamen, packten wir sie sorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Handel, aber nicht von großer Bedeutung.

V i e r t e s C a p i t e l .

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohlthätigen Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrießlich entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Cardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karrn, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Cardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pocal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und sagte, es sey ei-

gentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreien und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyen in den Büchern Gottes oben an geschrieben, vor allem andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte.. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: Wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Diese Worte sagte der König auf Französisch zum Cardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich Italiänisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen,

und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölf-tausend Pferden her, und das ist das geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschicke; ich erhielt aber zur Antwort: das beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags: der König rief mich, und sprach Italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem was ich bedürfe versorgen; dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: Heilige Majestät! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte

es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt. Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir, im Namen des Königs: Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort: Ich dachte, wenn euch der König des Jahrs drehhundert Scudi Besoldung gibt, so könntet ihr recht gut auskommen, und dann sage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kommt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: Als ihr mich in Ferrara liebet, hochwürdigster Herr! verspracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt war. Anstatt mich nun hiervon zu benachrichtigen, schicket ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ; hättet ihr mir damals von drehhundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich nicht vom Plaze bewegt, nicht für sechshundert! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus

dem Ketten war, und ich versichere Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das größte Uebel zufüget, so würde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Diefelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch seyn werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Cardinal versetzte zornig: Gehe hin, wohin du willst; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun. Darauf sagten gewisse Hofleute, so einige von den Semmelschindern: Der dünkt sich auch recht viel zu seyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verschmäht! Die Verständigen und Braven dagegen sagten: Der König wird nie Seinesgleichen wieder finden und unser Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Last Holz wäre. Das sagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaßes vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äußerst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphiné in einem Schlosse, dessen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingefeiert war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartirt, diesmal mocht' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, der Secretär bei'm Cardinal und

gleichfalls daselbst einquartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wisse schon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Ascanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstört war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deswegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretär, und es ist möglich daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jun-

gen Leuten alle Sachen die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; eben so viel behielt ich für mich und überdies den Diamant den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: Der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte und so seyd ihr am heutigen Tage die ersten Gefellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließ, was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt war, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus von drey Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt

hatte. So war ich völlig entschlossen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu seyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir; und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden schwärmen gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sey, der den Ascanio bei sich hatte. Er sagte zu mir: Im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: Du kommst vom Cardinal Ferrara, und deswegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Ascanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden ins Gefängniß setzte, sich wenigstens fünf Jahre besänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefängniß erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein Römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf Französisch murmelte, und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald tröste er mir, bald sagte er

dieses, bald jenes, so daß ich der Welt hätte entsagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinals vorbei. Dieser stand unter der Thür und sagte: Unser allerchristlichster König hat aus eigener Bewegung euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die er Leonardo da Vinci dem Mahler gab, nämlich siebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt schenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden sollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: Das sind Anerbieten eines so großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, diese großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tausendmal um Vergabung. Paul und Ascanio sagten: Gott hat uns geholfen in ein so ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu silbernen Statuen machen solle, um als zwölf Leuchter um seinen Tisch zu dienen; er wolle sechs Götter und sechs Göttinnen vorgestellt haben, gerade so groß wie er selbst; und er war beinahe drey Ellen hoch. Als er mir diesen Auftrag gegeben hatte, wendete er sich zum Schatzmeister der Ersparnisse und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen solle? Dieser antwortete darauf:

es sey nicht geschehen. Das empfand der König sehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem sey, und ich sollte sie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinals von Ferrara, woselbst ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfang, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulcan vor. Indessen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Ascanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich solle beiden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär, sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug sey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben,

der sich aber dessen nicht bediente, und so konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König: Das Haus ist mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deswegen sollt ihr euch dessen zu unserer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem seiner Officiere, er solle mich in das gedachte Mello einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene sich dessen nicht, und ich sey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitem Widerspruch hören. Da versetzte der Officier, es werde wohl nöthig seyn, ein bißchen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wohl sorgen, daß ich drinn nicht todt geschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Speisen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein Französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro

Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruss dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: Wer seyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äußerst erschrocken, denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich: daß ich Vennenuto hieße. Da sagte der König: Seyd ihr der Vennenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach eurer Weise, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich versetzte darauf: daß mir allein seine Gnade hinreichend sey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: So geht nur! an meiner Gnade soll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem seiner Secretäre, welcher Billeroi hieß, er solle mich mit allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Neßlo besessen hatte. Dieses Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Billeroi rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Plaz umsehen und diesen seinem alten Besizer wieder einräumen, denn es sey ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todt schlagen lassen. Darauf sagte ich:

ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um diesem wundersamen König zu dienen, und was das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse, ein bißchen früher oder später, daran sey nichts gelegen.

Dieser Villeroi war ein Mann von großem Geiste, bewundernswerth in allen Dingen und sehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeister von Langue-doc war; das erste was dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht daß jemand außer mir und den Meinigen hier seine Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte; ich rannte nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wollte, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt. Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner Französischen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem

kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinem großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und sagte zu ihm: Bist du kühn genug zu ziehen, so stech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit sich und meine zwey Gefellen standen dabei. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: Das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmste, und sagte entschlossen zu Paul und Ascanio: Sobald ihr seht daß ich meinen Dolch ziehe, so werft euch gleich über die Diener her, und erschlagt sie, wenn ihr könnt. Dieser soll gewiß fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm diesen Entschluß und war zufrieden nur lebendig vom Plaze zu kommen. Diese Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefaßt, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkstatt vollkommen eingerichtet hatte, so daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabei sehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich sogleich an den drey Modellen, in der Größe wie die Statuen von Silber werden sollten, und zwar stellten sie Jupiter, Vulcan und Mars vor; ich machte sie von Erde, inwendig sehr wohl mit eisernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht

erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indessen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verschiedene Monate wegnahmen. Als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wohl sagen, daß es die schönste Arbeit sey die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist und machte dem Cardinal ein Gegengeschenk mit einer Abtey, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und sagte: Seine Majestät verfare zu geschwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da versetzte der freigebigste König mehr als jemals entschlossen: Ich will ihm eben Lust und Muth zu seiner Arbeit machen. Da schämte sich der Cardinal und sagte: Ich bitte laßt mich gewähren: denn sobald ich die Abtey in Besiß genommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreyhundert Scudi aussetzen! Davon ist mir aber nie etwas geworden, und es wär' zu weitläufig alle Teufeleyen dieses Cardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und jederman wunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeugte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug ausah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeugte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame d'Estampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königin, seiner Schwester; auch kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam, und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder solle still seyn; so war in meinem Hause alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein anderer machte

den Kopf, ein dritter die Füße, so daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein Französischer Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestoßen, der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte. Darauf sagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte; ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen, und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einsehen und glaubte, es sey nur Großsprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nochmals wieder sagen, dem ich aber so offen und umständlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beurlaubte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten lassen.

So zufrieden mit meinen Werken begab sich der

König nach seinem Palaste zurück und überhäufte mich dergestalt mit Gunst, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der Cardinal von Ferrara speiste mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an. Da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besähe, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfäß zu haben, ich sollte ihm eine Zeichnung machen und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: Ew. Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfäß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufgestellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollen, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und sagte: Das ist wahrhaftig ein Mann den alle Welt lieben und wünschen muß; dann sagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind, denn ich hatte nur die Seine zu passiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals schon in Rom

gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: Das ist hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes, er sollte niemals feyern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal sah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: Ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte. Der Cardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte. Der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen! Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: Alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren

Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiderte der König, und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten, denn es sey eine Sache

gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: Das ist hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes, er sollte niemals feyern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal sah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: Ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte. Der Cardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Eure! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte. Der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen! Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: Alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren

Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiderte der König, und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzsasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gemischte Goldgulden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausfuchte, und indem mir schien, daß der Spisbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten, denn es sey eine Sache

von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingogen erbielte er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich selbst.

Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwey Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern, an einem sehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Tuche, zog den Degen und rief, als sie mir näher

kamen: Bei Soldaten ist nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr mir sie abnehmt! Da stritt ich heftig gegen sie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein anderer seyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten untereinander in ihrer Sprache: Das ist ein braver Italiäner, und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat er nichts bei sich. Ich sprach Italienisch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher Soldat, als was anders: sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgültigen Bescheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehn, und sie kamen immer langsam hinter mich drein; deßwegen vermehrte sich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich sprangen vier von meinen

jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse, und wollten jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an, und sagte laut: Die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen, dann will ich euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: Ihr traut euch selbst zu sehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber gestritten hätten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich an's Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts gewesen wär'. Zwar sagt man: Du wirst nun lernen ein andermal klüger seyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfaße, und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorg-

falt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italiäner, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt; diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen, besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwey Handhaben ungefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Lust an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser Meistern, und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei solchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieser Weg sey ihnen unbekannt, aber wenn ich sie auf ihre Weise gehen ließ,

so wollten sie mir das Bild so schön und glatt gießen, als es jetzt von Thon sey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit sie ganz die Sache übernahmen, und über ihre Forderungen versprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derselben Größe, nach einem außerordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bet mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Ofen zum Schmelzen des Erzes war aufs beste gebaut, alles in Ordnung und unsere drey Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luströhren von unten gelassen; die Circulation wird nicht gehörig vor sich gehn, und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Obelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und alles was sie sahen und hörten Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche

den Jupiter gießen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt inne halten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sey es nicht möglich daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne Arbeit verloren ginge. Als sie dieses dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majestät: sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben; da brachten sie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, stellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiters. Als unser Metall geschmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiters füllte sich aufs beste, eben so meine beiden Köpfe; die Meister waren froh und ich zufrieden, daß es besser gegangen war als ein beiderseitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen lassen. Da verlangten sie auf Französische Weise mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen sehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, so wie auch den versprochenen Ueberschuß. Darauf sagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Masse als nöthig, gestoffen ist, deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was

weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh Morgens kamen sie, stille stille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerst meine Köpfe heraus zu nehmen, so brachten sie diese hervor; sie waren trefflich gerathen, und als man sie aufstellte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun, mit vier Arbeitern, noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beiden Köpfe so wohl gerathen erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber entschuldigten sich und sagten: Da seht unser Unglück! Ich versetzte: Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes Wissen. Hätte ich gesehen wie ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre aufs beste gekommen, ich hätte große Ehre und ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch diese Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deswegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späße laßt bei Seite. Dessenungeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beistünde, und

sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien zu Grunde gehen; darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb alles Seiner Majestät, und dieser einzig freigebigste König befahl, daß man für mich alles thun sollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigener Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Bierathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Estampes, der im Schloßchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dausphin spricht zu seinem Vorthell.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige tapfere Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: Laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi kosteten die seinigen einige hun-

hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der ersten Secretarien, der Herr Antonio Raffene hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen von Seiten Seiner Majestät, und sagte: Dieses verehrt euch der König, damit ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Document seyð ihr naturalisirt. Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine besondere Gunst Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigener Bewegung schicke, und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sey. Darauf erwiderte ich eine umständliche Dankfagung gegen den König, bat aber sodann gedachten Secretär, mir zu sagen: was dann endlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe? Dieser Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut Italiänisch sprach, lachte zuerst laut, dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte zu mir auf Italiänisch was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Bürden sey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum Venezianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: Nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe, geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schlosse; das er besitzt, denn es ist mein Eigenthum; da wird er eher begreifen,

welch ein Vortheil es sey, naturalisirt zu werden. Man kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Ornatial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beide Briefe, sowohl der Naturalisation, als des Gesenktes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch seyn und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bei mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz; auch schätzte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen aufs beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz schon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madame d'Estampes schenken wollte. Sodann hatte ich für

viele Italianische Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Vitigliano, Mirambala und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren; seine Madame d'Estampes war bei ihm, und sie fingen an von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagten: Seine Majestät solle mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte: das sey wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich sey; denn dieser Ort sey die größte Lust die er in seinem Reiche habe; deswegen befehle und wünsche er, daß ich mein Möglichstes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen, und ich versprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und sagte zu Madame d'Estampes: Ich habe niemanden von dieser Profession gesehen, der mir bes-

fer gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieser. Wir müssen suchen ihn fest zu halten, er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und arbeitet genug. Wir müssen auch seiner gedenken um so mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das Geringste abgefordert hat; man sieht wohl, sein Gemüth ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madame d'Estampes sagte: Ich will euch an ihn erinnern. So gingen sie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleien zwischen ihm und dem Kaiser wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf, doch sprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fand, ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt sey, der König würde viel Vergnügen daran finden wenn ich sie ihm vorstellen könnte. Der Cardinal that's und sogleich kam der König da-

hin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, wobei ich so wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer Französischen Manier groß und doch zwergemäßig, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedrückt, nach Art eines Korbhenthels. In diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyrn, höher als halb erhoben. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab; sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert, er hielt eine Geißel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben so viel Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das übrige war alles menschliche Gestalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche

Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König verlangt; auf einer Seite hatte ich Hehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Bergmagen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck eingeschlossen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwei Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten das eigentlich der Ionischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrüsslichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in der ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwei Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgestellt, umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten; eine Art, wie man sie niemals in Frank-

reich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein Fußgestell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth stand; sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der schönsten Form; die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe? Alles was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverständige Künstler, zu Werke gehe, die wenn sie auch allensfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn und sagte deshalb zu ihm: Heilige Majestät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußes gemessen, so, daß wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelfte Figur soll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer

Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr ich fort, bestimmt den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt und die bei Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das Sinnbild woran man die Philosophie erkennt und alle die Eigenschaften welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malererey und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt; aber die letzte, welche so angenehm und gültig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener wundersamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte soll Ew. Majestät selbst abbilden, denn Ihr seyd der Kriegsgott und der einzige Tapfere in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König so viel Geduld mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte so groß seyn, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: mon ami, (das heißt: mein Freund) ich weiß nicht wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen ge-

funden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen. Ich versetzte darauf: wenn ich der sey, den er meine, so sey mein Glück immer das größte. Darauf versetzte er: Wir wollen sagen, es sey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madame d'Estampes hätte spielen sollen. Diese hörte alles was vorgefallen war Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wuth in ihrem Busen, daß sie verdrießlich sagte: Hätte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden seiner zu denken; der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das schönste Gefäßchen das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir ihrer Frau ein Wort zu sagen die noch nicht angekleidet sey, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch alles ihrer Dame, die

verbreßlich antwortete: Sag' ihm, er soll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam; und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wolle er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas in's Ohr. Der Schatzmeister wartete bis ich vom Cardinal wegging, dann sagte er zu mir: Willkommen, kommt, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte daß er damit was anders sagen wollte, versetzte ich: Laßt mich um's Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu; fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mich immer antworten, ich sollte warten; nun kommt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte der es weit mehr verdienet.

so: geht mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nur mit Noth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wieder herstellte, und da meine Lebeweise wieder kamen, vergiess auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Bitterung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschaltete und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufbringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte: so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten; und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruss: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deshalb danken wollte, ließ er mich durch einen seiner Secretäre sagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Eschamps scherzend darüber, die nur deshalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und mackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und Florentinischer Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Castell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Pavia, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo; diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthose und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freie Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig seyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft

so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deswegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Castell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabricant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner Deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht daß die-

ser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Handeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden; sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine Deutschen, Italiänischen und Französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Castell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiäner so kühn seyn, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: Ich bin der geringste Italiäner und habe dir noch nichts angethan, wagu ich doch große Lust hätte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und diese meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, dergleichen

die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache ins Lächerliche wendete, und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

große Werke vollenden; als dieser wahrre Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen war'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Proceß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Proceß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Prozesse zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: Der größte Theil der Leute in der Nor-

mandie nämlich treibt es als ein Gewerbe, daß sie falsch Zeugniß geben, so daß diejenigen die einen Proceß laufen, sogleich vier oder sechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillicutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finstesten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, sämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen, und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plutonisches Ansehn hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wundersam, daß ich für vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt niemanden herein zu lassen, als wer darin zu thun hatte; die Thür war verschlossen und es stand Wache dabei. Nun geschah

es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Lärm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äußerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor, und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bei dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwei Edelleute bloß als Zuschauer hereinbringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: paix, paix, Satan; allez, paix. Ich, der ich die Französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil seinem Meister, in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Maler in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedächte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurde mir, durch die Kunst dieser Ab-

vocaten, mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel sah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgefallen, besonders den Italianern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit auf's beste beistehen, damit ich nur, sobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen waren mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italianern welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Ascanio, aus dem Neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo, der andere, Paul,

ein Römer, von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht; diese hatte ich schon in Rom bei mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hause der Maccherani; dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareser bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia: sodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von diesem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchristlichsten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weise seines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung, so schien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich sah ihn immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen, bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und sagte ihm: Paul, liebster Bruder! du siehst, wie gut du bei mir stehst, und weißt, daß du sonst keine Aussicht hattest, auch

bist du ein Landsmann und ich vertraue dir, besonders weil ich sehe du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion; das gefällt mir sehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deswegen bitte ich dich Sorge mir vor allem für diese beiden ersten Dinge, damit ich keinen Verdruss habe. Zuvörderst gib wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du selbst rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bei mir habe, denn ohne sie konnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geschehen, daß sie mir ein Kind von einem andern brächte, und mir einen Schimpf anthat, den ich nicht ertragen würde; wär' jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todtschlagen; deswegen bitte ich dich, Bruder, stehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkst, so entdecke mir's, denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deswegen nimm dich vor allem selbst in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: Gebenedeyter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne die ich bei euch ge-

nisse? Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Rasaro, auch ein Italiäner, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gefellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Proceßten ein wenig zu erholen, und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehn.

Dieser Mensch sagte zu mir: Wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spießbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer diesen Dienst thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Ascanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune, und ich gedachte jener Worte die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwey meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Katharine fast auf der That; denn als ich ankam, rief die Französische, kupplerische Mutter: Paul und Katharine, der Herr ist da! Da sie nun beide er-

schrocken heran kamen und ganz verworren vor sich traten, und weder wußten, was sie sagten, noch wo sie sich hinwenden sollten, so sah ich ganz deutlich, daß sie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Wernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beschloß sie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh und sie warf sich auf die Knie und schrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burschen zuerst getroffen, konnte ihn aber sobald nicht erreichen, indeß hatte ich denn doch überdacht, daß es besser sey, beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verschiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, so war ich diesmal schwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deswegen sagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen gesehen, du Schelm, was ich glauben mag, so stach' ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkommst und bete, du Heuchler, dein letztes Vater-noster unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Faustschlägen.

Sie dachten darauf sich zu rächen und hielten einen Rath mit einem Normännischen Advocaten. Der gab an, sie solle sagen, ich habe mich mit ihr auf Italienische Weise vergnügt, das heißt gegen die Natur, und sagte dabei: Sobald der Italiäner das vernimmt und die große Gefahr bedenk't, so gibt er euch ein paar hundert Scudi, damit ihr nur schweiget! denn die Strafe ist groß die in Frankreich auf

dieses Vergehen gesetzt ist, und so wurden sie einig, verflagten mich und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich mir Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brach. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die Kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gefellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich beim Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war

ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafteste Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegst und fürchte dich nicht. Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen Italianischen Gefellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem was ich euch sage, und denkt an nichts andres, denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deswegen gehorcht und kommt mit. Da sagten meine Pursche mit Einer Stimme: Da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und so lange der Athem in uns ist, ihm beistehn in allem was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr sobald er weg war, würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten die er hier angefangen hat; Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und seine Feinde würden sagen, er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erste aber der ihnen Muth machte, war der Römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deutsche und Franzosen die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einsangen zu lassen. Als ich vor die Criminalrichter kam,

fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich
 unvermuthet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem
 Advocaten lachten. Ich fragte muthig nach dem
 Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als
 die andern, auf einem Tribunal stand. Der Mann
 sah mich drohend an und sagte mit leiser Stimme:
 Zwar ist sein Name Benvenuto, doch diesmal wirst
 du übel ankommen. Ich vernahm's und sagte noch
 einmal schnell: Fertigt mich ab! sagt was ich hier
 zu thun habe! Darauf wendete er sich zu Katharinen
 und sagte: Katharine! nun erzähle alles, was du
 mit Benvenuto vorgehabt hast. Sie sagte darauf:
 ich habe auf Italiänische Weise mit ihm gelebt. Hörst
 du, Benvenuto, sagte darauf der Richter, was
 Katharine sagt? Ich versetzte darauf, wenn es ge-
 schehen war, so war' meine Absicht gewesen Kinder
 zu zeugen, wie es andere auch thaten. Der Richter
 aber sagte: Keineswegs, denn sie bekennet eben, daß
 es dir nicht um Kinder zu thun war. Darauf sagte
 ich: Das muß also eine Französische und keine
 Italiänische Manier seyn, da ihr sie kennt und ich
 nicht. Augleich verlangte ich, sie solle genau die
 Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun
 sagte die lieberliche, schändliche Dirne alles klar,
 wie sie sich's vorgenommen hatte. Ich ließ sie drey-
 mal alle Punkte einen nach dem andern wiederholen,
 dann sagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter,
 Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich for-
 dere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz

beide Theile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und diese ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Diese Worte wiederholte ich so oft und laut, und rief immer noch Feuer für sie und die Mutter, und sagte zum Richter: wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König laufen, und ihm die Ungerechtigkeit seines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Diene mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache nicht so abließ wie er gedacht hatte, so fing er mit sanften Worten an die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murend und drohend, aber sehr zufrieden, in Gottes Namen, weg, doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott vom Herzen, daß ich aus dieser Noth entronnen war und lehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Castell zurück.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieser, auf Eingeben der Madame d'Estampes, verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht gesetzt gibt die Casse auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scoryona nennt, und jengt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr jugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verklagt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindselige Geschick, oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern, sich einmal vornimmt uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich von einem unübersehblichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens einige Zeit, einer erwünschten Ruhe zu

genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindseliger Stern mir zwey neue zubereitete, denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Waagschale lag.

Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Kolos zu machen, und die sämtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschehen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner sich sehr verwegen gegen euch betrügt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es

gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: Wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emsigkeit der Madame de Campanes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineintrufen und sagte mir mit so gewissen Lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die Französische Art so. Darauf versetzte ich: Das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke; vielleicht läßt sich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten seyn will, betrügt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute. Thut er das Gegentheil, so ver-

dient

dient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war wie der König mir den Koloss aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst jemand hervorgetreten wär', um auch sein Wort dazu zu geben; deswegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts andres gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euren eitlen Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: O Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: Wisset, Meister Franz, daß sich viel zu sagen hätte, und euch mit vielen wahren und fahrtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und spricht, keinesweges geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt des Schlusses kommen! Deffnet die Ohren und versteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah, daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Kolos zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergessen und eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: Das Werk ist mein und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen. Darauf antwortete ich: Meister Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie

der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Werke mit wieder ein Wort spricht, so schlage ich euch sogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König spricht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlag, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Rätthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach Französischer Manier, wie bisher, schlagen; darauf antwortete ich: Seine

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Stuhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Kolos zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergessen und eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: Das Werk ist mein und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen. Darauf antwortete ich: Meister Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie

der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Werke mit wieder ein Wort spricht, so schlage ich euch sogleich tödt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König spricht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlag, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Rätthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach Französischer Manier, wie bisher, schlagen; darauf antwortete ich: Seine

Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte die gut ausfähen, befohlen Sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hätte, und sogleich lehrte ich nach Paris zurück.

Raum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen die Lust haben das Böse zu sehen, und sagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beständig bei ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er, mit Verachtung: Benvenuto hat den Bod zum Gärtner gesetzt: er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer so groß thut und denkt ich fürchte mich vor ihm, so habe ich diesen Dolch und Degen angesteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl schneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceri's sind besser als seine Cellinis.

Der Schelm der mir diese Nachricht brachte, sagte sie mir mit so großer Lebhaftigkeit, daß ich sogleich einen Fieberanfall verspürte. Ich sage Fieber nicht etwa gleichnißweise, es fuhr eine solche bestialische Passion in mich, daß ich daran hätte sterben können. Nun suchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff sogleich die Gelegenheit, dieser Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weise wie meine Leidenschaft es verlangte.

Ich sagte meinem Ferraressischen Arbeiter, welcher Ghioccia hieß, er solle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte zu denken daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes! Er rührte sich nicht, und sagte dreymal: O, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Absicht hatte ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Ghioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so mußte ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueber-

fast und meine Drohung doch! etwas bedeuteten, so fiel mir ein ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rächen. Da sagte ich entschlossen: Nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst. Darauf sagte er sogleich: Wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gern alles thun. Ich versetzte: Stecke Katharinens den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung desto bequemer verrichten könnte, und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: Das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract fest und gültig werde, und rief zu Ehioccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf Französisch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm sagte ich, auf Italienisch: Wenn du irgend etwas versiehst, auf das was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: Wenn ihr mich nur nicht umbringt, so will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widersprechen. Als nun die Notarien

und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract; sogleich war Mergar und Muth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasoro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich eusäh' übel gehandelt zu haben, so würden die andern denen ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Sache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu

mir sagte: Meister, ich bin gekommen, mit euch zu frühstücken. Ich sagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergözte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholze gesetzt, diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emailirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen was ich damit

machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Mahler, dem Könige zu verstehen: es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn alles was er von uns Neuen gesehen, sey sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie ins Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den Lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch

eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, waren ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggeliegt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die schon von Erz gegossen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen, in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deshalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war schon in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von düstern Blicken; ich nannte sie Scyzona, (die Gehändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den siebenzehnten Juny 1644 eine Tochter, und also in meinem vier und vierzigsten Jahre. Dieser gab ich den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bei der Taufe; er war, nach Französischer Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentinischen Vizekönigs und großen Kaufmanns; sie kamte aus einer

vornehmen Französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, so viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Wittgast aus, als eine Verwandte, der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Thür fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigeren Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestanden konnten, war er damit so zufrieden als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe gibt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von solcher, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murrend zu seinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sehe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's versehe, könnte ich einmal fort-

gehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Cardinal: er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir, sobald als möglich, siebentausend Goldgilden, in drey, oder vier Zahlungen, einhändige, so wie es ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König: Ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Cardinal versetzte: er wolle gern alles thun was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal sah wohl daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besizthum in Ihrem Reiche.

Der König ließ diese Gründe für gut gelten,

weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessen ungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär' ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen das eines so großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derselben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Hercules das häßlichste Werk gewesen sey das er jemals gesehen, und diese seine Uezeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dieß alles

sey, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessen ungeachtet zweytausend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah, und sie so sauber ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf zweytausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte: Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden seyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf, und gab dem König zu verstehen, daß das alles sey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bei keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deswegen gebt ihm die erste Abtey die aufgeht, bis zu zweytausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal seyn kann, so gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen, denn das kann ihm einerlei seyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte fogteich, als wenn ich die Wohlthat schon empfän-

gen hätte, und sagte: Wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitem Gehalt, Pension, oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: Dabei soll es bleiben; und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Estampes, in der Absicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubniß, das Balnhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widersezt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begibt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna des Mahler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verflügmern. — Parteyplichkeit der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio.

Madame d'Estampes erfuhr alles was geschehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bei sich selbst sagte: Ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht. Nun sezte sie sich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Distillirer war, und ihr einige wohlriechende und wundersame Wasser übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn

ihm auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser überreichte und diesem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Estampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeister Glorier, der sehr gut Italienisch sprach, einem großen Französischen Edelmann. Dieser fing erst an mit mir zu scherzen, dann kam er auf die Sache und sagte: Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besiz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören. Darauf versetzte ich: Der heilige König ist Herr von allem, und alles kommt von ihm, deswegen könnt ihr frei hineintreten; da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versichre euch, daß ich, anstatt mich beim Könige zu beklagen, mich selbst vertheidigen werde, wie Seine Majestät mi noch vor Kurzem befohlen hatte. Ich werde euch den

Mann, den ihr mir hier hereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that dergleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde, und sagten: es sey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wär' der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seyen dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sey, so wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoss, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partey schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn, und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Kö-

nige und sagte, ich hätte alles nach dem Befehl Seiner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kugeln gefügt die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte nichts davon, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist, daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ wo er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes gegenwärtig und sagte: es sey kein geschickterer Ort um ihn aufzustellen, als in seiner schönen Galerie. Das war, wie wir in Toscana sagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen sind. Es war aber

dieses Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Malereien, von der Hand des trefflichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit seyn. In dieser Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ordnung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich diese große Vorbereitung sah und erkannte daß sie mit Fleiß gemacht sey, dachte ich bei mir selbst: das ist, als wenn man durch die Wüsten laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich stellte die Statue an ihren Ort, soviel ich vermochte, aufß beste zuricht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn schleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geschicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht kam, oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beisteht welche an ihn glauben, so

geschah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil sie etwas über den Kopf erhaben stand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein schöneres Ansehen als sie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d'Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margaretha, seine Tochter, dabei, nebst vielen großen Herren, die von Madame d'Estampes unterrichtet waren gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gefellen Ascanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu seyn. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so vorgestellt. Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madame d'Estampes sagte aber auf eine lähne Weise: Es scheint, als wenn ihr nur zu loben

hättet! sehet ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die wahre Kraft dieser Kunst besteht, und nicht in solchen modernen Aufschneidereien? Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer stunden, sich nicht gut ausnahmen. Darauf sagte der König: Wer diesen Mann heruntersetzen wollte, hat ihn sehr begünstigt, denn eben bei diesen herrlichen Figuren sieht und erkennt man, daß die seinige viel schöner und wunderbarer ist, und man muß den Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allein den alten gleich sind, sondern sie noch übertreffen. Madame d'Estampes sagte: wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müßte man es bei Tage sehen, weil es alsdann nicht eintausend Theil so schön als bei Nacht erscheinen würde, auch müßte man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die schönen Zeugungslieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenschaft hingerissen anfangen wollte zu

reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: Benvenuto, ich schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König, geschwinde als er sonst gethan hätte, weg, und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sey.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgulden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergözte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren, so wie von dem feinsten Luche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mädchen und den Stallburschen, und sprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit

Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gyps, ungefähr ein Achttheil einer Elle stark und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schmalzschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert, und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte allen die in meinen Diensten waren, verboten; daß sie mir keine Mädchen ins Castell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam daß es nicht geschehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn; sie stoh deshalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun flogen die Nachbarn auf die Dächer und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß

von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das Gerinste davon gespürt habe, so erhielt das Märchen durch diesen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sey schon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, branten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und versicherten, es müßte ein Geist dahinter stecken; sie wußten aber nicht daß wirklich ein guter Geist darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

Indessen befehligte ich mich mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heer, angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris auf's geschwindeste befestigen könnte? Er kam eilends deshalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu voll-

bringen. Er gebot seinem Admiral, jederman zu befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade, in allem gehorchen sollte; der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man Esel und Ochsen sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes alles; da befahl sie ihm er solle eilig den Hieronymus Belarmato rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem längsten Wege an die Stadt zu besfestigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch sagte man, daß in dem Vertrag der damals geschlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als jemand-darein mischte, den König verrathen und bloß gestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um

ein wenig auszurufen, und hatte das vernünftige Weib bei sich, die gleichsam zum Verderben der Welt geboren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß sie sich als meine Todfeindin dantes. Als sie einst mit dem König über meine Angelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Uebles von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu seyn, zu schweigen anfing: er wolle sich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Bella hieß, und mir versicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber ergrüthete ich mich so sehr, daß ich alle meine Eifen und Arbeiten durcheinander warf und Hinstatt machte, mit Gott abzugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestät sich mit wenig Personen befand. Als er mich hereinkommen sah und ich die gehörige Verbeugung die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da sagte ich wieder einige Hoffnung aus näherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession besch. Als man nun eine Weile lang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hätte und wann ich wünschte, daß er käme? Darauf versetzte ich: wenn es ihm auch gefällig sey, könnte ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf sagte er: ich

sollt nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle, Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Estampes erst Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wissen, wohin er gehe, und sagte, daß sie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne sie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal aufsehen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, der denn auch diesen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur selbigen Stunde zum König zurück, der denn sogleich, als er mich sah, schwur, daß er mich besuchen wolle. Da er nun aber auch diesmal nach seiner Gewohnheit von Madame d'Estampes sich zu beurlauben ging, und sie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, sagte sie mit ihrer giftigen Zunge so viel Uebles von mir, als man nur von einem Manne sagen könnte, der ein Todfeind dieser würdigen Krone wäre. Darauf versetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergestalt auszusuchen, daß ich erschrecken sollte. Und als er ihr dieses zugesichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewisse untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zusammengesetzt hatte, worüber der König so erkannte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszusuchen, wie er es versprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilassen und fing an: Es ist doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, so geschieht ihr seyd, nicht einsehen

wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch selbst zeigen könnt, sondern daß ihr euch nur groß beweist durch Gelegenheiten, die wir euch geben, daher solltet ihr ein wenig gehorsamer seyn, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich sehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünsche, hintangesetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber so fortzufahren, so will ich euch zeigen wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich euch, befolget was man euch gesagt hat; denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, so werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindesten zu fürchten, und als er, nach seinem Versprechen, den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: Heilige Majestät, ich bejahe, daß alles wahr ist was ihr sagt; das einzige nur darf ich versichern, daß mein

Herz beständig, Tag und Nacht, mit allen Lebens-
 geistern, angespannt gewesen ist, Ihnen zu ge-
 horchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen,
 daß ich gegen diese meine Absicht etwas gefehlt
 hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern
 ein ungünstiges Geschick, das mich hat unwürdig
 machen wollen, dem bewundernswerthesten Prinzen
 zu dienen, den je die Erde gesehen hat; indessen
 bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majestät
 gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da
 ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht
 mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle
 das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte
 ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne
 Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es
 das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten.
 Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich
 mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst
 verlangten, bei Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches
 Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf
 Ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus
 Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich
 tausend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit
 ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden
 mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich,
 daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrach-
 te. - Was das Thor betrifft, scheint mir, daß
 Ew. Majestät deshalb gelegentlich Herrn Willeroi,
 Ihrem Secretäre, Befehl ertheilten, welcher denen

Herrn von Marmagne und Spa auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, und mir in allem beizustehn. Ohne diese Beihülfe war ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die Französischen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge? Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß sie nöthig seyen, um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in allem, was ich that, geglaubt das Beste zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den großen Kolos, bis zur Stufe auf der er sich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines solchen Dienstes werth zu achten, und bitte Ew. Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung die Sie meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe.

Darauf sagte mich der König an, hob mich mit

gro-

großer Annuth auf und sagte: ich sollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er sich zu den Herren und sagte: Gewiß, wenn das Paradies Thore haben sollte, so würden sie nicht schöner seyn als dieses. Da ich sah, daß er diese Worte die ganz zu meinen Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aussprach, dankte ich ihm aufs neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, so wiederholte ich die Bitte um meine Entlassung. Da der König sah, daß ich seine außerordentlichen Liebkosungen nicht zu schätzen wußte, befahl er mit starker Stimme: ich sollte kein Wort weiter reden, sonst würde es mich gereuen! Dann setzte er hinzu, er wolle mich in Gold ersticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen waren, so sey er mit allem zufrieden, was ich aus eigenem Triebe mache. Ich solle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich solle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte, daß ich Gott und Seiner Majestät für alles dankbar sey, bat ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu sehen, und wie weit ich damit gelangt sey. Ich führte ihn dahin, und als ich sie aufdecken ließ, war er darüber auf's äußerste verwundert, und befahl einem seiner Secretäre, er sollte mir sogleich alles Geld wiedergeben was ich von dem meinigen ausgelegt

hatte, die Summe möchte seyn welche sie wollte, genug, wenn ich sie mit meiner Hand gultirte. Dann ging er weg und sagte: *À dieu, mon ami!* Ein Ausdruck, dessen sich sonst ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wundersam demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm sehr aufgefallen waren in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich zeigte er es trefflich auf französische Weise; denn als der König sich weltläufig über den Cardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen war, fügte Seine Majestät hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sanct Paul gleich an und sagte zum König: er solle mich in seine Gewahrsam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben sollte mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedente, um mich fest zu halten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte

Ich äußerst verdrücklich und Sanct Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte aufs neue und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlienen. Darauf erhob Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit, und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen lasse, wann er ihm nur erst einen andern Meinesgleichen schaffe, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestiftet, aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Man hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die Englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gefellen fortschickte, außer den zwey Italiänern, die ich an den beiden Gefäßen von

meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstanden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan, und liegt viele Tagereisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten, und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen, und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig seyn, und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jezt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sey; auch habe Seine Majestät Bologna dem Mahler ein Gleiches erlaubt, und ich bät' nur mir dieselbe Gnade zu erzielen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beiden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt, er stand auf und

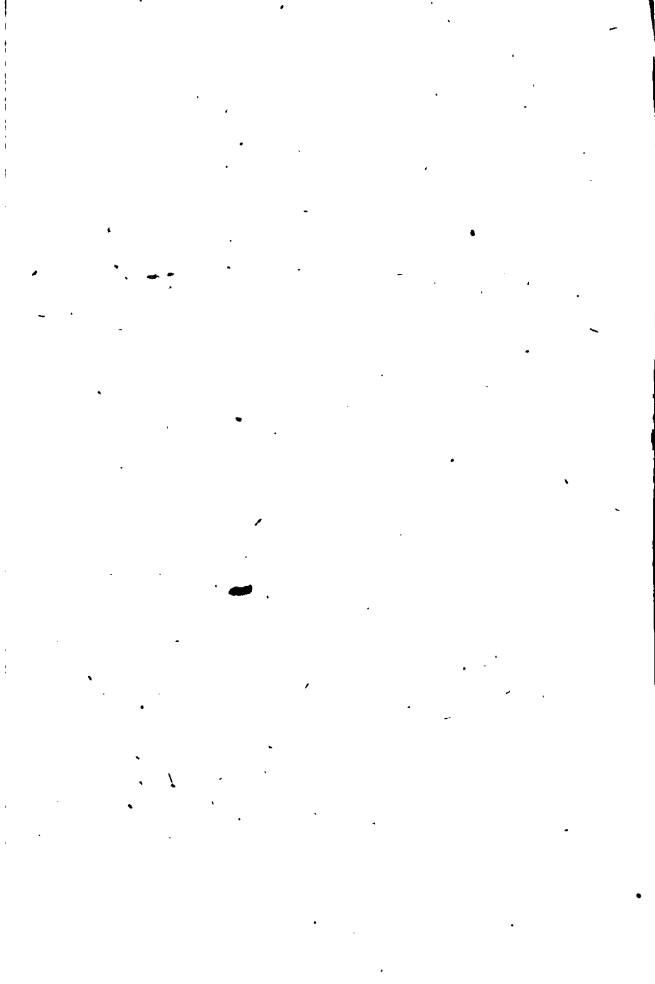
sagte mir auf Italianisch: Benvenuto, ihr seyd ein großer Thor! Bringt diese Gefäße nach Paris, denn ich will sie vergolbet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerker von Rom befreiet, und mich so viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal versicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu seyn, ich sollte ihm nur die Sorge überlassen, und könnte nur ganz frei hingehen, er wolle schon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf versetzte ich: da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe, so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäb, jedoch auf den geringsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen, und daselbst acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Weges gehen.

The first of these is the fact that the
 Government has been unable to secure
 the necessary funds to carry out its
 policy of non-interference in the
 internal affairs of the country.

The second is the fact that the
 Government has been unable to secure
 the necessary funds to carry out its
 policy of non-interference in the
 internal affairs of the country.

The third is the fact that the
 Government has been unable to secure
 the necessary funds to carry out its
 policy of non-interference in the
 internal affairs of the country.

V i e r t e s B u c h.



Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Gefellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Cardinals von Ferrara und seiner zwey Gefellen entdeckt. — In Placenz begegnet er dem Herzog Desiderius Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet.

Auf diese Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kasten zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anstalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Castell gegeben hatte, und so machte ich mich auf, mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stand und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch

einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gefellen die Sorge für mein Castell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth seyn. Da sagte ich zu Ascanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sey er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sey nun Zeit sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte seyn wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreise mit einem Diener und einem kleinen Französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn

Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken, wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wenn lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O! welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reife zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! sagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückschicken, denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido einsagen lassen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtey des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sey meines Abseht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne aus

drückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte, und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals war.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und setzte den andern Morgen, mit gedachter Gesellschaft, meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einigemal mit Gebet und sagte: Gott! dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester; zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt, und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieses gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lyon befanden, es war ungefähr zwey Stunden vor Sonnenuntergang, that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß

einer Armbrust weit vor meinen Gefellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sey nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schlossen, ohne einen Tropfen Wasser, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thaten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schlossen wurden immer größer, und endlich wie dicke Zitronen. Ich sang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beinah zur Erde gefallen wäre, mich streifte ein solches Stück und hätte mich todtgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne, und daß nebst dem Miserere man auch thätig seyn müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und sagte zu Leonarden, der immer nur Jesus! Jesus! schrie: Gott werde ihm

helfen, wenn er sich selbst-hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere erschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Jagels, den man nicht mit zwey Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unser Gebet und unser Misserere wirksamer gewesen war, als alles was wir zu unserer Rettung hätten thun können; so dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meynigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbei fuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte: Ich habe unrecht gehabt wegzugehen, ich solle nun nicht weiter reisen, denn

wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Frinden freies Feld, und alle Gelegenheit mir Ables zu thun; kam' ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrügen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beiden Schwestern eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessen ungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Bestenmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinde in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Far-

nese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Castell Sanct Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn sah; da ich aber kein ander Mittel wußte ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid, ich wußte, daß ihr unschuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm u verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war über-

überhaupt so gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verhasst, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft läßt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenste rühten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie einige thun die ich kenne, und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bei allem was mir täglich Uebles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehren-

volle Amt das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte, ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar, und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und Französische Kleinode für mehr als zweytausend Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versehte, und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweytes Capitel.

Cosini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehen Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber diesmal nicht die geringste Absicht bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen zeigte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu

mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Willkommen, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr löbst. Darauf erzählte ich den großen Dankschreiben ich Seiner Majestät schuldig sey, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wunderbare Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geirrt hatte, sagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich vergeltend behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unser wunderbaren Schule zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf ver setzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich

nächste ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich gerundet und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weshalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch, als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garberuhe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sehr gleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit sein die auf dem Plaze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr! auf dem Plaze stehen die Werke des großen Donatello und des vorwunderlichen Michel Angelo, welches, beide die größten Männer vor dem Hten. h. gewesen sind; indessen erzeugen Ein. Excellenz. meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk niemals besser zu machen. Darüber tritt der Herr

zog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprach', er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wär' ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbänd'. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deshalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß! war' ich damals so verschminkt gewesen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verbruch zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deshalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeugte mich auf das freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern alles kommt darauf an, ob mir

meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich hoffen, daß Em. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeugte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte worin Platz genug sey, um meine Ofen aufzustellen und Arbeiten von Erze und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestehen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so bät' ich, zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie, du sollst dein Haus frei erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn, und war sicher daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franciscus Niccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein MDC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie, und sagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassierer den Auftrag, der ein trockner und spitzfindiger Mensch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschen, mit seinen Spinnemanieren und einer Rückenstimme, thätig wie eine Schnecke, hieß mir, mit genauer Noth, nur so viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Laubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so bösslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte

ich manchmal zu mir selbst: Kleine Aufträge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse häßliche Uniformen von der Hand des bestialischen Vaasco Bandinello weggeworfen hatte. So machte ich mir selbst den Muth, und blies dem Lactantio Gorini in den H***; und um ihn nur vom Plaze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Tasso, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perseus im Großen aufzufangen. Tasso war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und sang ein Liedchen durch die Fisel, und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprochen, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifeltsten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesezt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen. Er verwunderte sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieser Lactantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt, und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thut.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder jener, noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister! so lange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit

zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franciscus del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle narrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpflichen Worten: er verwunderte sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich, und sagte: Nun hört mich, Franciscus del Riccio, ich will auch sagen wer Meinesgleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen: Euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhob der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme, und wiederholte seine Worte; auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: Meinesgleichen seyen würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; Meinesgleichen ginge vielleicht nur einer durch die Welt und von seiner Art durch jede Thür ein Duzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen das im Saal war, dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte; und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht dem Herzog

zu dienen, ich wollte nach Frankreich zurück, welches mir völlig freistünde. So blieb die Bestirrennang und eubfah; und ich entfernte mich, vollen Bewußt, in der Absicht, in Gottes Namen fortzugehen und wollten Gots! ich hätte sie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog, sogleich diese Aufseher erfahren sollte, deswegen hielt ich mich einige Tage zu Hause, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwestern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfangsungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haus-
hofmeister von selbst auf das höflichste rufen, und fing an eine gewisse pedantische Rede, herzusetzen, in der ich, weder Art, noch Annuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte: er wolle, als ein guter Christ, keinen Haß gegen jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen nicht, da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: Di Wvennute! den Herzogen antwortet

man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit: er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinello hat zweyhundert Scudi Besoldung, bist du damit zufrieden; so ist auch die Beirüge gemacht. Ich sagte, daß ich zufrieden sey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sah, ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlassen. So knüpfte ich den Faden, wider meinen Willen, auß neue fest, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche Günst bezeugte, als man sich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autars gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Persens zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er gekadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betruges, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuesten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mit einem guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kommt Benvenuto nicht wieder?

Und als er sich deshalb besonders bei meinen Gefellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schreibe ihnen, daß ich mich aufs beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Ihre Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Punkte gebracht den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär', hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschoße des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigem GröÙe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Sichel auf Sichel so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl, als auch die Meduse, vom Geripp

an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Ebon, und brannete sie, allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bebient, denn wir finden keine anderen Bilder, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen, denn mir selbst sey es nicht möglich, eine große Figur zusammen zu setzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeschiehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, so viel als möglich, allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester krank, und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine, das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu seyn.

Nun

Nun wollte ich aber daß alles gut gehen sollte, und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwey Tagelöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von siebenzig Jahren, der andre ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drey Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thät' besser ihn wegzuschicken; denn er sey nicht allein faul, sondern verhinderte auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei versicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig; dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit diesem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Gold-

schmieden; die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldenes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern schönen Zierathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war aufs reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, portraitierte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen seyn, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer ausfuchte, wo ich meine Ofen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, aufs beste einrichten könnte, denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Persens noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte

nich dieser stillen Günst nicht erfennen; denn ich mußte wohl, daß mein böses und widerräthiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Urtheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine Französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte, und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art die ihm Ehre brachte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen, denn ich mußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt: ich sey der Sünder! und verschiedene Vorwürfe die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deswegen nahm ich mich zusammen und schrieb als ein Mann von Verstande in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Röglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Castell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben

hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren.. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weise, durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonacorso, ein Florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenschaft von allem zu geben was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt, denn ich hätte selbst nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die

Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über siebenhundert Goldgülden schuldig, die ich bestreiten habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen, und mit meinem eigenen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten

wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einem so großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, den ich mit Zufriedenheit durchlas, dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Cardinals von Ferrara.

Zur der Zeit hatte Bernardino Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreißig Eurat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Kofette gewesen; weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen außerst liebte, gab dem Schelm Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gefellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus und einging, so rief er mich eines Tages bei Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und sagte zu mir: Benvenuto, ich

hin, gemäß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen, helft zu dem Verlaufe, ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen was ich verstünd', ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tisch den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deshalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe,

oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wollte. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine beschreibene Weise das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten, und sagen was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchstens fünfzehntausend dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten, und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntausend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und sagte: Nun seh ich, daß du dich nicht darauf verstehst. Ich versetzte: Gnädiger Herr! ihr seht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht den Ruf eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn mich drauf zu verstehen. Sagt mir wenigstens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Em. Excellenz mich drauf ver-

stehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg, und sagte: Fünf und zwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacciacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen, zu diesem sagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für siebenzehntausend Scudi angeboten, und ich glaube für fünfzehntausend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Meduse, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt, gleichsam anatomisch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs beste, dann brachte ich das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte; der Herzog, der oft gekommen war mich zu sehen, war so besorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der

diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato, und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizeidiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Uebles thun, und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu seinem Zweck zu gelangen: Er suchte die Mutter meines Lehnwunschen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbabin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Vargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Dolmetscher war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegstieg. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem scholmischen pedantischen Narren, dem Haushofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnenbendsnacht mit ihrem Sohn zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohls

wollten einige Tage eingeschlossen. Darauf antwor-
 tete ich ihr, um mitzutheilen solle sie ihn gehen
 lassen wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte,
 warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete:
 weil er mit mir gesündigt habe, so sey ein Befehl
 ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf sagte
 ich, halb erzürnt: Wie habe ich gesündigt? fragt den
 Knaben selbst. Sie fragte darauf den Sohn, ob
 es nicht wahr sey? Der Knabe weinte, und sagte:
 Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und
 sagte zum Sohne: du Schelm, ich weiß wohl nicht,
 wie das zugeht! Dann wendete sie sich zu mir, und
 sagte, ich sollte ihn im Hause behalten, denn der
 Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegneh-
 men, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte
 ich: Ich habe bei mir eine verwitwete Schwester, mit
 sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei
 mir haben. Darauf sagte sie: der Haushofmeister
 habe dem Bargell die Commission gegeben, man
 solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu neh-
 men; da ich aber den Sohn nicht im Hause be-
 halten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben
 und weiter keine Sorge haben, denn der Haushof-
 meister sey ihr größter Freund, und sie werde mit
 ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das ver-
 langte Geld gäbe. Ich war indeffen ganz wüthend
 geworden, und rief: Weg von hier, nichtswürdige
 Hure! Thät' ich es nicht aus Achtung gegen die
 Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen

Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, drey mal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

V i e r t e s C a p i t e l .

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Persens kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hilfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Persens wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Berruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufel ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweytausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Rugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen.

Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein geausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Tizian, den Wabler, und Meister Jacob del Sansovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die Venezianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeugten mir viel Liebkosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs freundlichste zusprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander versfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonacorsi, und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schloßchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben

wolle? Denn sie dachten es sey meine Absicht nach Frankreich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und darfst nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verließ den andern Tag, so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Tuschleyen meiner Freunde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entführt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille, redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein Herz sey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten, den Körper ein wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so discurrirten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig seyn und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter,

erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich, mit ihren sechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erste, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede hockirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu versuchen welche zu den Formen geschickt seyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der Florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welche der wundersame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs beste diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi von Pagno des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hause das er mir geschenkt hatte errichtet worden war, und sobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt,

sich

sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt die Statue der Meduse zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszuräumen. Sie verstanden es aber so wenig, als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen, und behaupten dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszuräumen. Das ist aber ein närrisches Vorgehen, denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan hatten, und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Excellenz gar sehr, als sie in mein Haus kamen ihn zu sehen, wobei sie mir großen Rath einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verstehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande sie zusammenzusetzen, denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz

solle sich sehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuworfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergestalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und besorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deswegen sage ich von neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreyimal besser zu machen als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs neue anging und sagte: Gnädiger Herr! diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt ist, und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarotti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deswegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr den Bandinello fest

zu halten, und ihm immer mehr zu geben als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich also entlassen sah, lehrte er sich halb zornig um, und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Meistern zu zeigen, daß ich im Stande sey das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Voggini fortführen an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und ver-

kungte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie
 bei Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber un-
 möglich dazu verstehen, ob ich gleich voraus sah, daß
 der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Dem
 eines Abends unter andern, da ich etwas später
 als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: Du bist
 unwillkommen (Malvenuto!) Darauf antwortete
 ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn
 ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz
 scherzt nur: und ich will also weiter nichts sagen.
 Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey
 sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen
 Handlungen in Acht nehmen, denn er höre daß ich,
 im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes
 thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er
 möge mir jemand anzeigen dem ich Unrecht gethan
 hätte. Da ward er zornig und sagte: Gib erst wie-
 der was du von Bernardone hörtest. Da hast du
 eins! Darauf versetzte ich: Gnädiger Herr, ich
 danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte
 anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte
 Wage geborgt hat, zwey Kundsche, und drey kleine
 Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre, daß
 ich seinem Georg von Cortona sagte: er möge
 nach diesem Gerathe sichten. Da kam gedachter
 Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz
 jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an,
 von irgend einer Person auf diese Weise etwas
 besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von deman

die es ihnen selbst hinterbringen, oder von andern, so strafen sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen, wie vorher. Darauf versetzte ich: Die Schelmstreiche des Bernarbhone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Spitze verwendet haben, denn ich hoffe die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant kostet mich fünf und zwanzigtausend Scudi, warum fragst du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn für sechzehntausend Scudi geben. Das war nun sein erstes Gehot und Ew. Excellenz weiß nun was sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sey, fragen Sie den Domenico Poggini, und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Wahn erhalten wollten. Allein wißet, gnädiger

Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf, und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr! was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Benvenuto! bleibe ein rechtschaffner Mann, und sey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte,

sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant den ihr der Bernabaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwelle selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel, darauf befestigte ich den Edelstein, und ging unter vielen Gnadenbezeugungen die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen, durch einen Deutschen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und versfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen,

Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf, und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr! was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Benvenuto! bleibe ein rechtschaffner Mann, und sey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte,

sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant den ihr der Bernadaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwelle selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine große Stednadel, darauf befestigte ich den Edelstein, und ging unter vielen Gnadenbezeugungen die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen, durch einen Deutschen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und versfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Er. Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen,

wie dem wunderbaren König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thue mir und ich werde sehen; er gab mir weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihilfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefäß. Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte, und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldschmied hieß, der die Arbeit ungeschickt anfang und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er, weder selbst, noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe einen abelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen, und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Gold-

schmiedearbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters: Die Welt und ganz Italien wisse wohl daß ich ein guter Goldschmied sey; aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Meuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweyffennigtöpfchen mit schönen Masken auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er der bösen Sprache des Bandinelli nicht glauben solle, die mich verhindere, meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zwarte sie die Achsel und sagte: Fürwahr der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinelli nichts tangt.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Unfall von Verwundung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fählt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciss. — Durch einen Unfall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Rückenstimmchen, indem er seine Spinnensfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man

glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich sagte darauf erzürnt: Hol euch der Henker und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gefellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwey Jahren, eine äußerst verwundersame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fand', verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein.

und ich, sogleich entschlossen das blutige Werk zu vollbringen, stürzte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Kautthier, wie einen Esel sitzen: er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblass und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederknöchigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreit von der teuflischen Maseren. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu erretten; und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte; und mit diesem guten Entschlusse kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn ersticht hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größeren empfunden habe. Dessen ungrachtet liefete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen, für alles danke ich

die von Herzen. Und obgleich der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Noth eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Nur diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Damentempel verlassen; er hieß Franridens, Sohn Matthäus des Schmiedes; dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben? Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Meduse anzuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen ließe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte; er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben; darauf versetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böser Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Plage St. Domentio entzogen ist. Nun sag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie und er kann mich nicht ungeduldet lassen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgefeilt bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuspähen; nun gehe und sag' ihm, ich werde den Marmor, auch wider seinen Willen, abfordern, und du magst wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte nicht viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte betruht abgespeist und

wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Raß und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen und sagte: Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne Gleichen; jetzt, da er sie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deswegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Übung ist, zu große Arbeit verursachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin erlauben solle. Als bald legte ich Hand an und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gültigen Worten sagte: ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring

dem König Philipp zum Geschenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so liebevoll, daß ich mich immer anstrebte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gesellen gefunden die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, sah ich die Garberobenthür offen, und als ich mich sehen ließ, rief der Herzog und sagte mir, auf eine sehr freundliche Weise: Du bist willkommen! siehe, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palästrina zum Geschenke geschickt, er öffne es und laß uns sehen, was es enthält. Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das ist eine Figur von Griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wunderbar gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben, deswegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das ist das Handwerk gewisser Wfischer, die ihre

Sache schlecht genug machen, indeffen forbert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf. Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sey, fragte mich viel darüber und sagte: Mein Vennemuto, erkläre mir genau, worin denn die große Härtreflichkeit dieses Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltne Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Baudinello herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: Was wollt ihr, Baudinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstanden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler sind. Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte,

ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: Das ist ganz das Gegentheil von dem, was du, mit so viel schönen Gründen, mir erst aufs beste bewiesen hast, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Vaccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser fürtrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach verzerrte Bandinell seine Gebärde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmerging, folgte ihm Bandinell; die Kammerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam wo er sich niedersezte. Bandinell und ich

Sache schlecht genug machen, indessen forbert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf. Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sey, fragte mich viel darüber und sagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Färtrefflichkeit dieses Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltne Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: Was wollt ihr, Bandinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstanden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler sind. Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte,

ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungeschickliches Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: Das ist ganz das Gegentheil von dem, was du, mit so viel schönen Gründen, mir erst aufs beste bewiesen hast, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser fürtrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach verzerrte Bandinell seine Gebärde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmerging, folgte ihm Bandinell; die Kammerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam wo er sich niedersezte. Bandinell und ich

standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinell scharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und sagte: Als ich meinen Hercules und Tacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das schlimmste enthielten was man von einem solchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: Als euer Michel Agnolo Buonarotti seine Sacristey eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wunderfame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient dieser alles das Uebel was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinell so rasend, daß er hätte bersten mögen, Lehrte sich zu mir und sagte: Und was wüßtest du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir sagen, wenn du so viel Geduld hast mir zuzuhören. Er versetzte: Rede nur!

Der Herzog, und die andern die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerksamkeit, und ich fing an: Wisse, daß es mir unangenehm ist, dir die Fehler deines Werkes herzu erzählen, aber ich werde nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst

du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von dir gesprochen wird.

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Diese treffliche Schule sagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löw-Dämon vorstellen solle? Er sehe gar nicht auf das was er thue, den Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so äbler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abschaulichen Schultern glichen, sagt man, zwey hölzernen Bogen von einem Eselsattel, die Brust mit ihren Muskeln seyen nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensack, den man gerade vor die Wand stellt; so sey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben die etwas zu machen verstanden; man sehe deutlich genug, daß die Figur

vormwärts fallt, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sey der größte und unerträglichste Fehler den nur ein Duzendmeister aus dem Pöbel begeben könne. Von den Armen sagt man, sie seyen beide ohne die mindeste Zierlichkeit herunter gestreckt, man sehe daran keine Kunst, eben als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menschen erblickt hätten; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus seyen die Waden in einander versenkt, daß wenn sich die Füße von einander entfernten, nicht einer, sondern Beide ohne Waden bleiben würden. Ferner sagen sie, einer der Füße des Hercules stecke in der Erde, und es scheine, als wenn Feuer unter dem andern sey.

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich sagte nicht allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: O du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen; deswegen glaub' ich, deine Zeichnung ist wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Gesicht und die Gesichter der andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrißen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreißen, lehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich

und sagte mit Heftigkeit: O schweige still, du Gekomit!

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich, du überschreitest das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte; und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber als ein niedriges und geringes Menschlein wußte mich nicht in einen so wunderbaren Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit müther und gleichgültig bezeugte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeugen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um

dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: Dieser Bonvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell: Wie? hast du mir nicht durch Franzén, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Gefellen, sagen lassen, daß wenn ich in Marmor arbeiten wölle, du mir ein Stück zu schenken bereit seyst? Ich habe es angenommen und verlange es. Er versetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht sehen wirst. Noch voll Rastrey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: Ich sage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt, drun in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und sagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von E. Excellenz und mich selbst vergessen; deswegen verzeiht mir! Darauf sagte der Herzog zum Bandinell: Ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast? Dieser antwortete, es sey wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: Geh' in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus

zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Laß' das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe. Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche, dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sey es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachstmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelle tief und wey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeith dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollenbung gewisse Stunden vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewisse

kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl ins rechte Auge, und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiedenen Tagen rief ich Meister Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tisch legte, diesen Thieren eine Ader durchstach die sie unter dem Flügel haben, so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn schnell wieder gestärkt fühlte. In Zeit von zwey Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest der heiligen Lucia herbeikam, es war nur noch drey Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer Französischen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch sie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Lust an gedachtem Marciß zu arbeiten; denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erkennen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guss meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. Es ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben die von

mir Neues reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden, und versetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja als Herr, aber nicht als Künstler: denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Ulba geschickt wurde, und da ich den Ganymer von Warrmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser vertauselten Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abänderungen und Kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten die ich in Frankreich unter dem wunderbaren König Franciscus gemacht habe, sind mir trefflich gerathen, bloß weil dieser gute König

mir immer so großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deswegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihilfe deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da bald dort hin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter, betrubte mich äußerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? So gleich versetzte ich: Nun sehet, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog

halb-erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann lehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will so viel Geduld haben die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Em. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers abwärts, sondern aufwärts zu gehen, deswegen verspreche ich, daß der Kopf der Orguse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst, sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Em. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen aber leicht auszubessern seyn wird. Da versetzte der Herzog: Warum dachtest du nicht dran es so einzurichten, daß er eben so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gusröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jezt der Ast der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwey Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann

wird das Feuer von dieser Hälfte an, nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verdrängte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bitteren Thränen bewegten, und zur lebhaftesten Mue, daß ich Freundreich verlassen hatte, und nach Florenz meinem süßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Richten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich sogleich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Übels vor mir, dessen ungeachtet versprach ich mir, daß wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Bontels an. Denn ob mir gleich wenig Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Kloster Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Enzo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten vollkommen zu

werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Lustlöcher abfloß die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Mann dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehret und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile die uns diese Kunst anbahnt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Binden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt da man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Lustcanäle angu-

bringen“, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dinge braucht. Da ich sah daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging: so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflöße, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicher Weise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden,
und

und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen die mir beistanden, das ungefähr zehn oder mehrere waren, sowohl Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu diesem sagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, lieber Bernardin, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannst, denn das Metall wird bald gahr seyn, du kannst nicht irren; die andern braven Männer machen geschwind die Canäle, und mit diesen beiden Eisen könnt ihr die Löcher aufstecken, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum besten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, sie sollten allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen und setzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten, dieses große Uebel würde vorbei gehen das mich nur wegen zu gewaltsamer Anstrengung überfallen habe, und

so litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu sagen, ich fühle mich sterben.

Dicjenige die meinem ganzen Hauswesen vorstand, und den Namen Frau Fiore von Castell del Rio hatte, war die trefflichste Person von der Welt und zugleich äußerst liebevoll. Sie schalt mich, daß ich so außer mir sey, und suchte mich dabei wieder auf das freundlichste und gefälligste zu bedienen; da sie mich aber mit diesem unmäßigen Uebel befallen sah, konnte sie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm sie sich so viel als möglich in Acht, daß ich es nicht sehen sollte.

Da ich mich nun in diesen unendlichen Nöthen befand, sah ich einen gewissen Mann in mein Zimmer kommen, der von Person so krumm war, wie ein großes S. Dieser fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden zusprechen, an zu reden, und sagte: Armer Benvenuto! Euer Werk ist verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen ist. Sobald ich die Worte dieses Unglücklichen vernahm, that ich einen solchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich stand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an sie anzulegen, und wer sich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und schlug ich, dabei jammerte ich, und sagte: O ihr neidischen Verräther, dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen, und

ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als einer darüber erstannen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun versteht mich. Weil ihr die Art und Weise die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widersehte sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandro Lastricati und sagte: Sehet, Benvenuto, ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen wie es die Kunst nicht erlaubt, und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehn. Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu besehen und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwey Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer gehen, dessen Frau

mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Strögleßen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und blitzen; von der andern Seite betrieb ich die Canäle, andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen ausbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil, so viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! so daß die ganze Gesellschaft, als sie sahe, daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drey verdichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der

Ignoranten, und fühlte in mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich weder an Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltigen Leuchten des Feuers, so daß es schien als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein jeder erschrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und sich in die Höhe hob, bergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich daß vielleicht der Zusaß durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden seyn, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller vom Plan, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen, und brachte eine nach der andern vor die Canäle, zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das beste geschmolzen sah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da und bald dort, und sagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen. Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete

von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwei Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Capaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah daß ihr in eurer Raserey uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinernen Teller zu ersetzen, nach Löffelwaare, wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnerte mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeist zu haben. Nach Tische kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für alles was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und

rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls Schuld seyen, sagten ihm, ich sey kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel; denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sey; das brachten sie nebst viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wunderbarer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Me-

busenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren
 auf dem Kopfe des Perseus und auf den Schultern
 angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem
 Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen
 war, ein Ende hatte, so daß nicht das mindeste
 darüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich
 mich sehr verwunderte und diese seltsame Begeben-
 heit für eine Einwirkung und Führung Gottes
 halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich
 fort, und ich fand alles auf das beste gekommen,
 und als ich an den Fuß des rechten Schenkels ge-
 langte, fand ich die Ferse ausgegossen, so wie den
 Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergoßte,
 die Begebenheit aber mir von der andern Seite
 unangenehm war, weil ich gegen den Herzog be-
 hauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da
 ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zu-
 frieden gestellt, denn die Zehen waren ausgeblieben
 und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und
 ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, so
 war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen
 sollte, daß ich verstehe, was ich vornehme. Und
 wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war, als
 ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge
 zusammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung
 der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich
 erzählt habe, dem Guss mit den zinnernen Tellern zu
 Hülfe kommen mußte, eine Art und Weise, die von
 andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön gerathen fand, ging ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sich's nur denken läßt; desgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzien noch viel erstaunlicher und wunderbarer die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich seiner Excellenz voraus sagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah, daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Averardo Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius des Dritten. (1550, 1551.)

ſie vernünftlg beleuchtet wäre, ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto! wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bewegen, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der Achtundoleztig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt ſeiner Exzellenz, ehe ich ſiegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe. Er antwortete mir dagegen: Du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben; gewiß er verdient mehr, als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und bewegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild vom Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe, und wir ſprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die ſich mit unter den fünftauſend befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Interſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein Bildniß

machte, und als Bindo es von Baccio sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Vaccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir ist's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebkosend, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bilde und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir so lang ich lebte funfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm übereinkommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo Buonarrotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt sey und deshalb

sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf: da er sich entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbino da lassen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: Und ihr? wie seyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sey und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der von Urbino war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß der nicht wußte was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäuerische Weise und mit lauter Stimme: Ich lasse nicht von

Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte; wobei ich die eiserne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sey, und lehrte verbrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Ristredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franciscus Ricci, den Haushofmeister, und als ich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, sagte er, mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du bist zurück gekommen? Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: Der Herzog ist zu Castello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so gebärdete. Sogleich ging ich nach Castell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich weggeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches Betragen sehen, lehrte sehr ver-

brieflich nach Florenz zurück, und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen, welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten sollte. Er sagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackerer Mann und bekümmere dich um weiter nichts. Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der auf eine trübe Weise freundlich war, und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, so gut ich nur wußte, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er sich ein wenig verdrüsslich zeigte; doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu allem dem nichts weiter, als: Es ist sein eigener Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Hanshofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit ist und mich aus so unsäglichen Gefahren bis

bis zu diesem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beihülfe seiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünstige Sterne befürchte, so lange mir Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befiß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu sprechen, deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach seiner Gewohnheit und besonders da er wußte daß ich zugegen sey. Sogleich fing er an mit mir zu sprechen, und ich hatte ihm dießmal so wohl gefallen, daß er sich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Secretären eilig und sagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf und sie gingen zusammen in ein andres Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Excellenz mache? Der Page sagte zu ihr, er spricht und lacht mit Benvenuto und ist sehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin selbst in die Garderobe, und als sie den Herzog

nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugehört hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war und fragte mich, was ich davon hielte, ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: Ich will, daß mir sie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, so viel du kannst. Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich vermöge meiner Profession viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deswegen nicht rathe wollen, daß Ew. Excellenz sie kaufe. Darauf sagte sie; Der Kaufmann gibt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend werth seyn. Darauf versetzte ich: Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch niemand rathe, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben, denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber diese Perlen! Lobe sie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubst, so thue es mir zu dienen, es soll dein Vortheil seyn. Ein solcher Auftrag war mir, als einem beständigen Freunde der Wahrheit und

Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte, Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deshalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind. Ich aber versetzte: Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen, als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach allem was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweyhundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennuß gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte: Ich verstehe mich recht gut

darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr: wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Persens, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: Wenn du mir traust, so Sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast. Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweytausend Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuß Perlen! denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schöneren gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und diese Perlen anschaffen? Er antwortete: Weil ich nicht Lust habe mein Geld wegzuwurfen.

Wie? sagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über dreystausend Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist. Darauf sagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir gesagt: daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter, und daß das wahr ist: so sehet nur diese, sehet jene, sehet hier, sehet da! das ist keine Waare für mich. Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich verursacht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perseus beinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzustellen.

Nur bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten sie mich wegzagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone

gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch seine Eselsnase klang: O, gnädiger Herr, laßt doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach stirbt und ohne denselben nicht leben kann. Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: Entweder du gehst, oder du kriegst Ohrfeigen. Dieser Lumpenhund mußte sehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und sich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Provision, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und so blies er aus Poffen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig betroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und so fing er an: Ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun sucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden gestellt wird. Hierüber wurde

Der Mensch dem Herzog äußerst zur Last, und, sowohl wegen der Ehrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünschte, sagte er sogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! gehe und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünscht.

Da sehe man nun die Wuth des bösen Glückes gegen einen armen Mann, und die schändliche Gunst des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs: Jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu seyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Austritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Ballombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen

gehet; dem Cavaliere Bandinell das Thor bei S. Friano; Pasqualiano von Ancona ward bei dem Thor S. Pier Battolini angestellt; Julian von Baccio d'Ugnolo, der Zimmermeister bei St. Georg; Particino, der Zimmermeister bei St. Nicolas; Franciscus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze, und Johann Baptista, Tasso genannt, bei dem Thore Vinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Cassierer, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keinesweges nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: Wenn die Rede ist, wie man treff-

liche Figuren machen soll, so will ich dir nachgehen; aber in dieser Kunst mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf diese kurzen Worte antwortete ich so gelind als ich in der Welt nur wußte, und sagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Excellenz mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sey. Darauf sagte der Herzog: Nun gehe und mache selbst eine Zeichnung und ich will sehen, ob sie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befestigt werden mußten und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: Nun gehe, und mach es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardischer Capitain von schrecklicher starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er

eingebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich: was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Rinn, zog die Mühe über die Augen und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: so laßt es mich machen, her ich's verstehe, dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: Du wirst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber seyn mit dir als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele andere Reute von unsern Florentinern und andern Hofsleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte: er habe unrecht, ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bestürmte er sich um seine Geschäfte und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thore am Arno, wo ich einen Capitain von Cesena fand, den artigsten Mann den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Menschlich zeigte er sich wie ein gierthües.

Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Menschen die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünschte meine Arbeit zu verstehen, und ich zeigte ihm alles aufs gefälligste. Genug wir wetteiferten, wer sich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei und jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thormache: sie sollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich

wieder an die Arbeit begab, um meinen Persens zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eiserne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißeln die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte, und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Desters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Persens abjoge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich daß die lange Zeit die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand,

mir theils mein Werk verbarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruch der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Excellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend den ich zu ihm kam, nahmen die Fleißkosten zu.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Stimmern gegen die Löwen, so daß Seine Excellenz, um abgesondert zu seyn, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hätte er befohlen, ich sollte durch seine Garderobekammer, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge und ließ alle diese Thüren verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten mußte, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals ohne sie zu stören. Nun warf sie deswegen, und wegen der schon bekannten Ursache den äußersten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weise weder sehen noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unerblicklichen Verbrüß fuhr ich gelassen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, sogleich aufmachen sollte, und so ließen sie mich, ohne mir

etwas weiter zu sagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wüthenden Jorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig seyn! dein Kommen wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Möchte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden seyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen und der Bote sagte jederzeit: Versiehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und so fuhr ich fort mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Her-

zog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermassen erschreckt eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bei dir seyn. Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren bei der Jacke, und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwünderte sich darüber und sagte: Was ist das für eine anmuthige Freundschaft die meine Kinder zu dir haben?

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah, ich aber bat sie ruhig zu seyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich versetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber lachten der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen.

Der

Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte: sie seyen besser als die alten, und mehr solche Dinge; so kam nun der Herzog und die Herzogin und sprach mit Zufriedenheit von meinen Werken: ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, so groß und schön, als man sie nur sehen kann, und sagte dabei: Nimm hier, mein Willkommen, und bringe diese Birn in den Garten deines Hauses. Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr! ist es Ihr Ernst daß ich die Birn in den Garten meines Hauses legen soll? Der Herzog sagte von neuem: In den Garten des Hauses das dein ist. Verstehst du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Ceremonien die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über und sprachen über zwey Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir sagte: Ich will nicht, daß du diese schönen Figuren da unten auf dem Platze verschwendest, wo sie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr sollst du sie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie auf beste will halten lassen, wie ihre seltne Jugend verdient. Gegen diese Worte setzte ich mich mit un-

endlichen Gründen, weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base wo sie sich jezo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Base schon alles zurechte gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein wenigstes Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren die mit ihm waren und sagte: Ob uns gleich dieses Werk sehr

schön vorkömmt, so muß es doch auch dem Volke gefallen, deswegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Plaze zu öffnestest, um zu sehen, was das Volk dazu sagt: denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehn. Erinnern sich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf sagte der Herzög ein wenig vertrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten die zu Vollenbung eines Werks gehören, murmelte ich vertrießlich, schalt und betrübte mich und verzißte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und

wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Wehruffe deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun geschah es Gott, daß sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürschwänke anzuhängen, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und Griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa und alle die vorzüglichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich Mahler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter andern, der geschickte Mahler Jacob von Pontormo; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes, auf

seine seltene und angräthige Weise sagte, daß ich mich wieder einigermassen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bebett, und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gnußt erfuhr, welche mit die treffliche Schule bei diesem kurzen Andlit gezeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Bernaroto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Geduld waffnen. In diesen Reden war Baudinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, den den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Fagade Desanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den vermurtheirdlichen David des göttlichen Michelagnolo Buonarrotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen, denn der neidische Baudinell hörte nicht auf Uebel zu reden. Es sagte er einmahl in der

Gegenwart des Herzogs; der Schurke Bernardon, der Mäfler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

¶ Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza! geh' zu Benvenuto, und sag' ihm von meinerwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dann mit jenem als

eine neue und wundersame Sag, zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicerönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Plaze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mägen in der Hand hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie bedekten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Plaze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Persens selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprochen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortreflichkeit wie der Persens und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus,

der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vor-
trefflichen Florentinischen Schule noch mehr, als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edel-
leute hätten gerne den Faden der Ceremonien wie-
der angeknüpft; aber ich, mit einer Rückenbewegung und einem tiefen Büßling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorüber-
gehen, und als ich sah, daß das große Lob immer
zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzu-
warten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte:
Mein Benvvenuto, du hast mich und das ganze Volk
zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich
dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du
dich verwundern sollst, und ich sage dir, der mor-
gende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herr-
lichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der

Geist und des Herzes in Einem Augenblicke zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hilfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Ballombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesco della Vernia zurückkehren unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und kehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich

endlichen Gründen, weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base wo sie sich jezo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Base schon alles zurechte gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein wenigstes Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren die mit ihm waren und sagte: Ob uns gleich dieses Werk sehr

schön vorbimmt, so muß es doch auch dem Volke gefallen, deswegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Plaze zu öffnestest, um zu sehen, was das Volk dazu sagt: denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf sagte der Herzög ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten die zu Vollenbung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und ver wünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und

mußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Wehruffe dachte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun geschah es Gott, daß sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuhängen, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und Griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa und alle die vorzüglichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich Mahler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter andern, der geschickte Mahler Jacob von Pontormo; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verschiedene Gebichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes, auf

seine seltene und annehmliche Weise sagte, daß ich mich wieder einigermassen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder beendet, und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gnußt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Andlit gezeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Gehalt waffnen. An diesen Neben war Baudinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, den schönen Christus und St. Thomas von Trz gemacht hatte, den man an der Fagade Orsanmicheles sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundt brennswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarrotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Neben veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen, denn der neidische Baudinell hörte nicht auf Uebel zu reden. Er sagte auch einmal, in der

Gegenwart des Herzogs; der Schurke Bernardon, der Mäler, nur um dem Bandiniell zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

¶ Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza!. geh' zu Benvenuto, und sag' ihm von meinerwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem als

eine neue und wundersame Sag, zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicetönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Plaze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mäßen in der Hand hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Plaze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Persens selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprochen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortreflichkeit wie der Persens und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus,

der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vor-
trefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edel-
leute hätten gerne den Faden der Ceremonien wie-
der angelnüpft; aber ich, mit einer Augenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen
Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorüber-
gehen, und als ich sah, daß das große Lob immer
zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzu-
warten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte:
Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk
zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich
dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du
dich verwundern sollst, und ich sage dir, der mor-
gende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herr-
lichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der

Geist und des Leibes in Einem Augenblicke zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihn; das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hilfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Ballombrosa zu, von da nach Camalossi und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesco della Vernia zurückkehren unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und lehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich

Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkam' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Günst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchymisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Pass bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Persens. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich zwey Wutte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszustieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen

war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergözte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen; ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend bergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Was

weisen, nur daß ich die Stiefeln anzog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Papstes zurückkehrte, bei der Abtre. Als er mich sah, empfing er mich auf freundschaftliche, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? Ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Dasselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhefen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so lehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sey gutes

Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäfler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

¶ Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza!. geh' zu Benvenuto, und sag' ihm von meinerwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem aus jenem als

eine neue und wundersame Sag, zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Plaze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie bedekten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Plaze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Persens selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprochen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Persens und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus,

der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vor-
trefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edel-
leute hätten gerne den Faden der Ceremonien wie-
der angeknüpft; aber ich, mit einer Rückenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen
Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorüber-
gehen, und als ich sah, daß das große Lob immer
zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzu-
warten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte:
Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk
zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich
dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du
dich verwundern sollst, und ich sage dir, der mor-
gende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herr-
lichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der

Gesele und des Kettes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hilfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Gestic, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesco della Vernia zurückkehren unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und lehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich

Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkam' und seine Sache nicht ausgefertigt fand', ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchymisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Pass bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich zwey Putte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszustieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen

war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergöhte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise, mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend bergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Was

weihen, nur daß ich die Stiefeln anzog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Padesta zurückkehrte, bei der Abtre. Als er mich sah, empfing er mich aufs freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? Ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Dasselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhehlen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sey gutes

war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergöhte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchemie hinstrebte. Dieser Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend bergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Was

weihen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Podesta zurückkehrte, bei der Abtre. Als er mich sah, empfing er mich aufs freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte; Warum bist du so geschwind zurückgekommen? Ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Dasselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelpfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sey gutes

der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vor-
trefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edel-
leute hätten gerne den Faden der Ceremonien wie-
der angeknüpft; aber ich, mit einer Augenbewegung und einem tiefen Wackling, nahm sogleich von ihnen
Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorüber-
gehen, und als ich sah, daß das große Lob immer
zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzu-
warten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte:
Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk
zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich
dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du
dich verwundern sollst, und ich sage dir, der mor-
gende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herr-
lichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der

Geist und des Herzes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Gesticile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesco della Vernia zurückkehren unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und lehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich

Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkam' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchymisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Pass bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Persens. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorfall auf. — Der Autor erbietet sich zwey Putte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzeieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen

war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergöhte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend bergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Was-

weihen, nur daß ich die Stiefeln anzog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Padessa zurückkehrte, bei der Abtre. Als er mich sah, empfing er mich auf so freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? Ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Dasselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelpen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wißte, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sey gutes

Wuths. Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzen Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepöhl und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Persens verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: Es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebesungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gab, so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf

solche Weise behandelt zu werden, so war' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that dergleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Dukat. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die ihre Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Persens, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner

Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin Isabella: Du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe folgest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich geärgert hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter andern sagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaube ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden; das sey dir genug, ich kann dir nicht alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin misstrauisch gemacht, denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: Er will ja für weniger als zwey Pfennige den Verfeind wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi: Ich überlasse ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann

mann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerey und verstand auch deswegen nicht das Mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsat, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreystausend fünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsat unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie, es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgülden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel das mir begegne treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir sollten hundert

Goldgulden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur fünfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichste an ihn und bat ihn mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir so gültig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herausliese, denn er sagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum Besten mit Geld versehen sey, er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm seyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich sobald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an seine eignen Ausdrücke. In dessen starb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgulden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht diesen Rest jemals zu erhalten, denn es waren schon drey Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden

das Wasser nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Kräfte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und beschloß, daß jeder seinen Ruckstand erhalten solle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Persaus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt dem Leser von meinem unglücklichen Persaus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht mich wieder allmählich in Gunst zu setzen, und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiscal, und besonders von Baptista Bandini von Volterra, dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall wie mit deinem Persaus, für den du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen

- und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: Ja es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten
- Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wundersame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Mahlerey abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michel-

agnolo Buonarroti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen. so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich,

wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast; dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartholini, und Herrn Pandolfo della Scuffa den Auftrag, sie solltenaccio Bandinelli vom Feinmetzen sagen, er möge meinen Persens wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden modernen Männer gingen sogleich zum Bandirell und vernichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut, was sie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beiden Ebelleute hinzu: Der Herzog hat uns gesagt, daß er bei Strafe seiner Ungnade auch befehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt auch die Zeit und dann sagt uns, was die Welt verdiene. Darauf antwortete jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern dem Befehlen des Herzogs gehorchen; das Werk sey reich und schön gerathen, so daß es wohl sechszehntausend Obligülden und mehr werth sey. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Ebelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinelli annehmen wolle, da er nur Uebles von jederman spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deshalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die

Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug ich hätte besser gethan die Herzogin walten zu lassen, denn ich war in kurzem bezahlt gewesen, und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, seinen Auditor sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten in halb-erhöbener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen sollte. Weil aber dieser Chor ein Unternehmen des Bandinells war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architektur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verbaute. Genug, es ist nicht die mindbeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das ergobenste dem Herzog versichert, daß ich alles thun würde, was seine Excellenz mir befohle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen, sie sollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweyhundert Scudi des Jahres geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baucasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen daß so viele Ge-

schichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wär'; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sey ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht, man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweyte Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath poll seyn würden, deswegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerem Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden,

unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Kleinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: Wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, welches zwey große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, be-

merkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Ob nun der Herzog ein- sah, daß ich wahr redete, und es doch auf seine Art wolke gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Annunzio den Marmor. — Entfamer-Contract des Autors mit einem Diebshändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Annunzio verdrängt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Voggio zu Cafano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besuchen, und ob ich gleich gewis wußte, daß die Herzogin, aus ganz besonderer Günst, ihn dem Cavalier Bandinelli zugebach: hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn.

Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen: denn wenn er sie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Tajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel, jene aber speissten allein, und ich suchte diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor den ich je gesehen hatte, und sagte: wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wettstreit aller Künstler unter einander zu erregen gewußt; auf diese Weise sey die wunderbare Kuppel und die schönen Thüren von S. Johann, und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig, und

ihre Stadt durch Talente so berühmte geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß: sie wisse recht gut alles was ich sagen wolle; ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Also mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin, und alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte; wenn ihr auch schon entschlossen seyd, daß Bandinell denselben machen soll, so würde dieser, um seiner Ehre willen, mit größtem Fleiße arbeiten ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt; ich meine nach der schönen Art dieser wunderbaren Kunst, ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großemorne: meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. Frage den Herzog, setzte sie hinzu, ob dieß nicht auch sein Wille sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll.

Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte:
 Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen
 daß ich nur wenige Worte zu ihrem eigenen Vor-
 theil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen
 was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf
 fuhr ich fort: Wißet, mein Herr, der Marmor
 woraus Bandinell seinen Hercules und Cacus
 machte, ward für den trefflichen Michelagnolo
 Buonarrotti gebrochen, der das Modell eines Sim-
 sons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er
 das schönste Werk der Welt angearbeitet hätte,
 und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren
 heraus, übel gebildet und geflickt, deswegen schreit
 die treffliche Schule noch über das große Unrecht
 das man jenem Marmor angethan. Ich glaube
 daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser
 schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich
 weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr
 zu erinnert, deswegen, mein trefflicher Herr, wenn
 die Männer denen das Geschäft aufgetragen war,
 so unweise handelten dem Michelagnolo seinen
 schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Ban-
 dinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht,
 könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere
 Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugebach ist,
 von ihm verdarben werde? Und wolltet ihr ihn
 nicht lieber einem andern geschickten Manne geben,
 der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt,
 mein Herr, einen jeden der will, ein Modell

machen, laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören, was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das Beste wählen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Venedig, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und mir-melte erzählt ich weiß nicht was. Ich beurtheilte mich und lehrete nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun anarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört

hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingab'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und

und Eisen, besonders da der Stein hart ist; dazu das Arbeitslohn, so kommt er mich über dreihundert Scudi zu stehen; so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Er. Excellenz mir die erlaubteste Strafe erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen sind weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schädest du weder meine Hälfte noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarrotti selbst gegenwärtig wäre; von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber; daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Betreifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erkömt auf; und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu sehen und mit ihm zwey Gesandten, der eine von

dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderfame Vorsicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es

nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todtten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode därein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorkehrungen anbringe? deshalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr

überlassen, wenn gleich nachher die Wertmeister zu mir kamen und mich darum baten: Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Gefälligen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Stab auf alle Weise, wie es mir gefalle, dastehen zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle welche dem Puzzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Also bald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: Sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardino, der Mäler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinello wärest du abel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wirst dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Model von Erde zum Neptun zu machen

so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Flammingo, im Kloster Santa Croce, Vincencio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an

Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte:
 Ich bitte, Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen,
 daß ich nur wenige Worte zu ihrem eigenen Vor-
 theil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen,
 was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf
 fuhr ich fort: Wisset, mein Herr, der Marmor
 woraus Bandinell seinen Hercules und Caesars
 machte, ward für den trefflichen Michelagnolo
 Buonarrotti gebrochen, der das Modell eines Ein-
 fons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er
 das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte,
 und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren
 heraus, übel gebildet und gefälscht, deswegen schreit
 die treffliche Schule noch über das große Unrecht,
 das man jenem Marmor angethan. Ich glaube
 daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser
 schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich
 weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr
 zu erinnert, deswegen, mein trefflicher Herr, wenn
 die Männer denen das Geschäft aufgetragen war,
 so unweise handelten dem Michelagnolo seinen
 schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Ban-
 dinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht,
 könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere
 Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugebach ist,
 von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn
 nicht lieber einem andern geschickten Manne geben,
 der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt,
 mein Herr, einen jeden der will, ein Modell

machen, laßt sie vor der Schule stummlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem rühmigen Rath die beste wählen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tische auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Verruento, gewinne dir den schönen Darmar, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erlaube sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und umarmte erdruht ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört

hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingab'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und

und Eisen, besonders da der Stein hart ist; dazu das Arbeitslohn, so kommt er mich über dreihundert Scudi zu stehen; so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen sind weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schädest du weder meine Hälfte noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarrotti selbst gegenwärtig wäre; von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber; daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wettstreit mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb ergrünet auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu sehen und mit ihm zwey Gesandten, der eine von

dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderbare Vorsicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erbe, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es

nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schlen mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode hinein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorh. reitungen anbringe? deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr

Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte:
 Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen
 daß ich nur wenige Worte zu ihrem eigenen Vor-
 theil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen
 was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf
 fuhr ich fort: Wisset, mein Herr, der Marmor
 woraus Bandinell seinen Hercules und Cacus
 machte, ward für den trefflichen Michelagnolo
 Buonarrotti gebrochen, der das Modell eines Cui-
 fons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er
 das schönste Werk der Welt angearbeitet hätte,
 und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren
 heraus, übel gebildet und gefälscht, deswegen schreit
 die treffliche Schule noch über das große Unrecht
 das man jenem Marmor angethan. Ich glaube
 daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser
 schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich
 weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr
 zu erinnern, deswegen, mein trefflicher Herr, wenn
 die Männer denen das Geschäft aufgetragen war,
 so unweise handelten dem Michelagnolo seinen
 schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Ban-
 dinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht,
 könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere
 Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugebach ist,
 von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn
 nicht lieber einem andern geschickten Manne geben,
 der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt,
 mein Herr, einen jeden der will, ein Modell

machen, laßt sie vor der Schule stummlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das Beste wählen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tische auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Darmar, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drückte mir mit dem Kopfe und mirmelte erzählt ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun anarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Baudinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hoffleute sagten, die es gehört

hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgulden hingab'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und

und Ethen, besonders da der Stein hart ist; dazu das Arbeitslohn, so kommt er mich über dreihundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweytausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Reptum befohlen sind weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schädest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarrotti selbst gegenwärtig wäre; von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wettstreit mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu sehen und mit ihm zwey Gefandten, der eine von Goethe's Werke. XXXV. Bd. 18

dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderfame Vorsicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es

nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schlen mich über meine Handelsweise zu tabeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode dorein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorpreitungen anbringe? deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr

überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Verbindung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Stüb auf alle Weise, wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Also bald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardino, der Mäler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinello wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen

so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Flamminger, im Kloster Santa Croce, Vincenzio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an

hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingab'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und

und Eisen, besonders da der Stein hart ist; dazu das Arbeitslohn, so kommt er mich über dreihundert Scudi zu stehen; so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen sind weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schädest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarrotti selbst gegenwärtig wäre; von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Bettler mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erlöst auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu sehen und mit ihm zwei Gesandten, der eine von

dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderfame Vorsicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Lucchessische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es

nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode hinein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorh. reitungen anbringe? deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr

überlassen, wenn gleich nachher die Werkmäster zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Ritze der Verhängung, und als ich angezeigt, auf welche Verbindung ich mein Crucifix dahin zu verchren gedächte, so waren die trefflichen Gesellen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Ritze bringen, und mein Stab auf alle Weise, wie es mir gefalle, dadrinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle welche den Puzzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Also bald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäler, eines Tages als ich ihn begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklichen Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinello wärest du abel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Model von Erde zum Neptun zu machen

so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Flamminger, im Kloster Santa Croce, Vincenzio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an

welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gefellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Kolosz so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus, und sagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut

geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Schäffel Korn, so viel Wein, Del, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen, denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien

mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besuchen, sondern ich erkundigte mich nur aufs Beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte; und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peten Franciscus Berthold, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Punkte; die ihm gedachter Sbietta vorsagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeugte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Capaunen, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfang mich zu schämen, und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Weibem ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht sat-

schließen; könnte meine Arbeiten, nur auf drey Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es be-
sehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß
ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun
war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen,
er war nach guten Grundrissen entworfen, die
niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte,
und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vor-
fällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten,
so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und
es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu
lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und
Gbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich
und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr
hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch
mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile,
bis sie das ausführen konnten, was er und sein
Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das
Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich
eines Mittwochs, da zwey Feiertage einfielen, von
meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein
gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach
Bicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst an-
kam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von
meiner Ankunft unterrichtet schien; denn er begegnete
mir aufs freundlichste, und führte mich in das Haus
des Gbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da
sah ich sein schamloses Weib, die mich mit un-
mäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr

gelassen, drum lebt nur so lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr, und man speiste meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte ich wolle noch Abends nach Trespianto zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Ghiatta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchini Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so einer gewissen vertrackten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsseln aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gekochte Fleisch zu geben, kam ein Schüsseln für einen Mann. Sandino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt ihr jemals so gute Kost gesehen? und euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des

Stierke zu Tische rufen; welche mit gedachtem
 Wirt hin und wieder tief, beide ganz ordentlich be-
 schäftigt. Endlich hat ich das Weib so sehr, daß
 sie zu uns kam; aber sie bettugte sich; und sagte:
 Meine Speisen schmecken euch nicht; denn ihr eßt
 so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die
 Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe.
 Mir hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus
 was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich
 nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die ein
 und zwanzig vorbei; und ich wünschte noch den Abend
 nach Crespiano zu kommen; und den andern Tag
 wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich
 mich allen; dankte der Frau und reiste fort. Ich
 war nicht drei Meilen entfernt; als mich dünkte,
 der Regen breche mir. Ich litt entsetzlich; und
 mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut
 nach Crespiano kam. Mit großer Noth langte ich
 daselbst an, und begab mich zu Betto; aber ich
 konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich
 öfters zu Stühle; und weil es mit großen Schmerzen
 geschah; ging ich, als es Tag ward; nachzusehen;
 und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich
 gleich ich müsse etwas Giftiges gegessen haben; und
 als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die
 Speisen und Tellerchen ein; die mir das Weib be-
 sonder vorgelegt hatte; auch fand ich bedenklich, daß
 der heilige Pfaffe; nachdem er mir so viel Ehre er-
 zeigt hatte; nicht einmal bei Tische bleiben wollte,

ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht, und angenehm zu essen war, einen Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloss zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Immanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Neben ausbrach die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er solle

nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franciscus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franciscus, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Kolos so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus, und sagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrene Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut

geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Antergoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Schäffel Korn, so viel Wein, Del, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen, denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien

mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu be-
sehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs beste,
ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leib-
licher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß
ich mich für sicher halten könnte; und mehrere Per-
sonen, welche die beiden Brüder kannten, sagten
mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franciscus
Berthold, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich
vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab,
die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders
dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt
werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf
zwey und zwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta
vorfagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den
Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr
ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden
damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück
an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun also der
Contract geschlossen war, erzeugte mir Sbietta die
größten Liebkosungen, und ich that ihm ein gleiches;
dann brachte er mir Ziegenkäse, Capaunen, weichen
Käse und viele Früchte, so daß ich anfang mich zu
schämen, und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus
dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie
auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte.
Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen
an: es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Worthen
ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht ent-

schließen; könnte meine Arbeiten, nur auf drei Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es be-
sehen. Endlich vermochte er so viel, über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vor-
fällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwey Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien; denn er begegnete mir aufs freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr

einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schöner gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speiseten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu besuchen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet, wie man es euch beschrieben hat, seyd versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtschaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als einmal: Sehet nur zu euren Sachen, es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste seyn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwey Meilen von Vicchio gegen das Gebirg lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhn-

lichen Klebfungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war. und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackerer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: Ich bin in eurem Hause, und ihr sollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß ihr auf jede Weise mit mir zufrieden seyn möget. Indesß wir so sprachen, bemerkte ich daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich so stark anseht? Darauf sagte der wackre Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverlässig wie ihr seyd, versprecht, mein Vertrauen nicht zu missbrauchen. Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein geschickter Mann sey! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen ein-

gelassen, drum lebt nur so lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr, und man speiste meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Ghiotta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchini Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so einer gewissen verkrachten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gekochte Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Sandino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt ihr jemals so gute Kost gesehen? und auch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des

Stietta zu Tische rufen; welche mit gedachtem
 Bitt hin und wieder tief, beide ganz ordentlich be-
 schäftigt. Endlich hat ich das Weib so sehr, daß
 sie zu uns kam; aber sie betrugte sich; und sagte:
 Meine Speisen schmecken euch nicht; denn ihr esst
 so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die
 Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe.
 Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus
 was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich
 nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die ein
 und zwanzig vorbey, und ich wünschte noch den Abend
 nach Cresciano zu kommen; und den andern Tag
 wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich
 mich allen; dankte der Frau und reiste fort. Ich
 war nicht drei Meilen entfernt, als mich dünkte,
 der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich; und
 mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut
 nach Cresciano kam. Mit großer Noth langte ich
 daselbst an, und begab mich zu Betts, aber ich
 konnte die ganze Nacht nicht ruhen; es trieb mich
 öfters zu Stühle, und weil es mit großen Schmerzen
 geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen,
 und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich
 gleich ich müsse etwas Giftiges gegessen haben; und
 als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die
 Speisen und Tellerchen ein; die mir das Weib be-
 sonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich; daß
 der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre er-
 zeigt hatte; nicht einmal bei Tische bleiben wollte,

ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht, und angenehm zu essen war, einen Dossis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefodert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloss zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt übermächtigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Immanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Neben ausbrach die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er solle

nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franciscus da Monte Barchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franciscus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franciscus, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Fünftes Capitel.

Cesini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sibetta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hilfe. — Das Gift, das er bei Sibetta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Ferkere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sibetta durch den Rath des Raphael Schleggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. — Er verkehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medici, vermittelte Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medici stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cesini reist nach Pisa.

Um dieser Zeit war der Herzog verreist, um seinen Eingang in Siena zu halten, wohin Ammannato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des

Rep=

Neptuns, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco dem Sohn des Herzogs zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeugte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagten Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gefunden wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und andern Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug

als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Obietta selbst, noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räten, welche der Zeit Averardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonso Quistello war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandro darunter, genug alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Obietta habe mit mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widersprach, denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Segners in seinen Geschäften. Alle waren verdrüsslich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhin- derte, und einen erstaunlichen Lärm machte, in- dem Averardo Serristori und die andern Wider- part hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verfloßen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Plage der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns an- dere vermocht, daß du wider unsern Willen bist ver- letzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung mußte dar- über unruhig werden; genug mir geschah eine so

auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hinten zu setzen. Mit diesen Entschlüssen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genaueste, und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta, oder diejenigen welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als bestrafen, weil der Gift, indem er nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges

Mittel gebient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebe; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trozig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben, willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du

gedenkt. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah daß ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es so sehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte der würdiger gewesen wär, es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschosß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf, und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Nептун und des Brunnens zum erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und sagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht daß dieses Werk den zehnten Theil so schön seyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: Hab' ich's euch nicht gesagt? So sprachen sie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergebung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich Wille mir einen Marmor nach Belieben aussuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: wenn sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog schnell: Du sollst alle Bequemlichkeit haben die du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen Worten gingen sie weg, und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah,

daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedächtniß Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen und oft. Als er mir nun die Gunst erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnem. Er aber sagte mir, im Namen der Königin; Ihre Majestät wünschte sehr, das Grab Heinrichs (des Zweyten), ihres Gemahls, geendigt zu sehen; Daniel von Volterra habe ein großes Werk von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Ziernathan kommen; wollte ich nun nach Frankreich in mein Castell zurückkehren; so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte, ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio: er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich, so gehen wir zusammen! und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, so würde sich

die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: Benvenuto ist der geschickte Mann wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und sagte: Wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth kostet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man thut mir sehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieser aber sagte: das sey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog bringen lassen, weil es ihm unangenehm zu seyn schien.

Zu dieser Zeit ging der Herzog mit seinem ganzen Hof und allen seinen Kindern, außer dem Prinzen der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Der Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Cardinal zuerst, er versiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbei gehen, bis ich glaubte daß die Thronen getrocknet seyen; dann ging ich nach Pisa.

A n h a n g
zur
L e b e n s b e s c h r e i b u n g
des
Benvenuto Cellini,
bezüglich auf
Sitten, Kunst und Technik.

- X. Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.
 XI. Stammtafel der Medicis.
 XII. Schilderung Cellini's.
 XIII. Letzte Lebensjahre.
 XIV. Hinterlassene Werke.
 1. Goldschmiedearbeit.
 2. Plastische.
 Perseus.
 Cruzifix.
 Ganymed.
 Cosmus I. Büste.
 Bronzen von Fontainebleau.
 Restaurirter Camee.
 3. Zeichnungen.
 XV. Hinterlassene Schriften.
 1. Lebensbeschreibung.
 Uebersetzung derselben.
 2. Zwen Discurse.
 Ueber Goldschmiedekunst.
 Ueber Sculptur.
 3. Kleine Aufsätze.
 4. Poetische Versuche.
 5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
 XVI. Ueber die Grundsätze, wornach man das Zeichnen lernen soll.
 XVII. Ueber den Rangstreit der Sculptur und Mahlerey.
-

I.

V o r w o r t.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Gehüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir, für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

G l e i c h z e i t i g e K ü n s t l e r.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren

nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deshalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hiebei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen: durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunstleistungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, denen sich schon das vierzehnte Jahrhundert nähmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sansovino,
Fra Bartolomeo,
Franz Rustici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,

Balthasar Perruzzi,

Lizian,

Giorgione,

Rafael,

Andrea del Sarto,

Primaticcio,

Franz Ponni,

Julius Roman,

Correggio,

Polidor von Saravaggio,

Rosso,

Holbein,

der erste in einem Alter von ein und achtzig, der letzte von zwey Jahren. Ferner wurden in dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,

Parmagianin,

Daniel von Volterra,

Jacob Bassan,

Bronzin,

Franz Salviati,

Georg Vasari,

Andrea Sciavone und

Tintoret

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser rufe sich die Eigenschaften dieser Männer summarisch, in Gedanken zurück und er wird über das Gedränge von Per-

diensten erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers, so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstwelt.

Ohne umständlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentinischen Schule von mehreren, besonders auch von unsern Freunden, in dem ersten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmet die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen sey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; versucht sich also hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brun-

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drey große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor.

Der erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzte er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst: worauf denn aber leider eine Art technischer Maserey, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Art, und rückt die Malerey vor.

Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu studiren; weil die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, in so fern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunstfertigkeit übertrifft, vom ältern Lippi, Boticelli, Ghirlandajo; welche aber alle in der Naturnachahmung stehen bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo und Rafael.

IV.

C a r t o n e.

So stark auch die Eindrücke dieser früheren meisterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künstlers mögen gewesen seyn, wie er selbst hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, so war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwey gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die sogleich bei ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit und den Nachseifer der ganzen lebenden Kunstwelt erregten.

Von jeher hatten sowohl die Vorsteher des Florentinischen Staats, als einzelne Gilden und Gesellschaften sich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Mahlerey die Zeiten ihrer Administration zu verherrlichen und besonders geistlichen Gebäuden durch bildende Kunst einen lebendigen Schmuck zu verschaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das schöne Kunstcapital, das Lorenz, besonders in seinem Stadtgarten, gesammelt hatte, woselbst er eine Bildhauerschule unter der Aufsicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenschaftliche Ungestüm der Menge, zerstreut und vergeudet. Eine neue republicanische Verfassung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, dessen Wände durch Veranstaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniers und

seiner Regimentsgenossen, von den würdigsten Künstlern jener Zeit belebt werden sollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im sieben und vierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz zurückgezogen, woselbst Michelangelo, ungefähr im sechs und zwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Uebersetzungen und neuern Nachrichten im allgemeinen verursacht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, einen Theil von Euscien weggenommen und stand gegen die Päpstlichen und Florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunsfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorg-

sältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinin, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michelangelo.

Die Florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil um sich zu erfrischen oder zu ergößen das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und, indem er vorschreitet mit seiner kriegerischen Statur die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wettdauern führt.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind anrücket heranzieht, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben; wir finden dieses gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der

Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraft-
äußerung im Kampfe, zu der sie anfordert
werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufseufz der
lebten Menge ist beinahe jede Behendigkeit des
menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug,
jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß,
Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus
einem glühenden Eisen unter dem Hammer, gehen
alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunkt
heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht,
andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen;
noch andere unternehmen einen kühn gewagten
Felsensprung, hier tauchen zwey Arme aus dem
Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort stehen
ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich
über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vor-
wärts zum Weistand. Oft nachgeahmt ist das gluth-
volle Antlitz des grimmen, in Waffen grau ge-
wordenen Kriegers, bei dem jede Senne in un-
geheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider
mit Gewalt, über die träufelnden Glieder zu
ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen
Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen
Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam be-
dächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jüng-
lings, der eifrig bemüht ist sich die Buckeln seiner

Rüstung unterwärts der Knie zu zuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen — aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Cuirass auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Speer, einen Vorkmann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegscameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, wettschneit mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv befeelt diese ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen.

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der Päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn, in einer künstlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, in so fern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefaßt haben. Zwey widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor sich zu verwunden, oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrund, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange fest hält und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen strebt, indessen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervowärts dringt, und indem er die Stange selbst gefaßt hat mit aufgehobenem Schwert die Hände derer die sie ihm streitig machen, abzuauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier

mit einer rothen Mäße erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Gebärden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streiftust der Pferde sich gesellt, deren zwey, mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen. Dabei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen aufs künstlichste angeordnete Handlung, den bringenden, letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwey Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Verbundsetzung aus den Nachseher aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister gefaßt wurden, sind leider verloren gegangen.

Würschellus hatte die Republik weder Stärke noch Muth genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medici's genügt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Anderer Zeiten andere Sorgen! sowohl für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen, was mit großem Glanz und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig seyn wird.

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stoen brachte, war die Erwählung Johannis von Medici's zum Römischen Papste. Ihn, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gesichte zu gebühren werth war, oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen in welchen sie aufgehängt gewesen, unverseht geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet, oder zerstört worden, ist nicht ganz gewis.

Indessen trägt der Ritter Bandinelli wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauhen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich eine nicht allzu große Copie im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemählde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelfink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger

Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche sich zu Haltham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher entlehnt und wünschen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten, durch den Stich des Mailändischen Abendmahls, bereits geschehen ist.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Composition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darstellt, mit der Composition des jüngsten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deshalb dereinst höchst interessant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darstellung der historischen Gegenstände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Gellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den einen Gegenstand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen Florentinisch-Papstlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinin, Felsherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner Florentinischen Geschichte, mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Lust zu schöpfen, denn die Hitze war groß, oder sonst zum Vergnügen sich verlieren mochte.“

Wir glauben hier den Muth jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr be-

stelt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius, so wie in den Pisanischen Annalen des Croni, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Piccinin keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V.

Antike Sierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt worden, so zog ihn doch sein Metier und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Sierrathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unübersehbaren Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiede- und Juwelierkunst, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwey Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen und das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun

auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Saphir das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2.

Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unübersehbaren Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiede- und Juwelerskunst, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gefellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwey Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun

auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigen Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Saphir das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2.

Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man

die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind die-
se gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metall-
Blättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt
werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch
thun auch andere Materialien den gleichen Dienst,
wie z. B. Cellini durch feingeschnittene, hochrothe
Seide, mit der er den Ringlasten gefüttert, einen
Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt
thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu ver-
fertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er ta-
belt bei gefärbten Steinen die allzu dunkle Folie mit
Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht
Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält
eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß berei-
teten schwächeren Diamanten legte man auch ein Glas
unter.

3.

N i e l l o.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figu-
ren, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer
schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten
war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahr-
scheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die
sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder
der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche ins Me-
tall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck ver-
vielfacht sehen, als sie ein- für allemal mit einer
schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber,

zwey Theilen Kupfer und drey Theilen Bley, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie gestoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4.

F i l i g r a n.

Aus Gold- und Silberdräthen von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; sodann, auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

E m a i l.

In Gold und Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit

Goethe's Werke. XXXV. Bd. 21

wohl geliebten Emailfarben gemahlt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zulötheten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und druckte in diese Form eine feine im Feuer

nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise wie es sich zum Zweck am besten schickte erhöht in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhabenen Bunzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Grosserie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Del und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus bis sie rund wird geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centro wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Huttopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Ambosen, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingestochen und die Umrisse mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen an dem Ende besonders geformten Ambosen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann

wird das Ganze ausgesotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Auszuschmelzen des Pechs und das Ausfieden des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann um den Kranz und die Handhaben zu erlangen werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I bestellte einen solchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grobserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder

äußerst schwierig bleibt. Die Art solche Werke zu verfertigen ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten darüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen: wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft, so wie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obengenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgesotten und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgeföhren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden aneinander befestigt, die löthende Materie aufgestri-

chen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißsieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Farbekessel.

Hierauf gibt Cellini noch Nachenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX.

S c u l p t u r.

1.

E r z g u ß.

Um in Erz zu gießen macht man zweyerlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet, als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbessert, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Höhlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieses geschieht deshalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise gefertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Dräthen zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weshalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gypsform wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Musterbild durch aus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese so zubereitete, wächserne Gestalt wird eine feuer-

beständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das sorgfältigste getrocknet, und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhren angelegt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es

denn sehr viel auf das Gluck ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Verrichtung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem größten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Ungeduld, theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große

Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinzig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohlen aufzeichnete und sofort dieselbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerst ins Runde zu bringen. Er mißbilligt sie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entstehen, die man bei der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden so zusammenschmelzen, daß, wenn sie die Füße auseinander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo selbst ist von solchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art also nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unbekannt gewesen zu seyn. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Kolos zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, sodann ein größeres von drey Ellen. Um solches schlug er einen wage- und senkrechten Kasten

in welchem das Maß der vierzig Ellen, als so groß der Koloss werden sollte, in verjüngtem Maßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern daß auf diesem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Kolosses, indem er jemanden die Maße innerhalb des Kastens nehmen und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; diese letztern wurden mit Bretern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun warb, nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinauf steigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch ge-

meine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollenbung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriagsunruhen von außen, und die Leidenschaften des Künstlers von innen, sich solchen Unternehmungen entgegensetzten.

X.

Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichen Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit helleren Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher frühern, eignen Lebensbeschreibungen, ein unwiderstehlicher Reiz, von den

Umgebungen jener Zeiten näheres Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zubringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinen Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände, die je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole und versehen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bür-

gerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinne eines Jünglings, der eine edle Braut verstoßt, in zwey Parteyen, und kann drey volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie durch äußere Macht genöthiget sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehre streiten; gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen, und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen oder schnell reich gewordne, herb grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich vereineinigen und so die Gerci und Donat und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankeendes, unzulängliches, parteyisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Jünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie, findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereini-

gungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unter-spaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavell, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Geseßlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanfen der Parteygewalten, entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigten auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht,
von

von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden; bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unverzeihbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lucchensern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in den spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, in so fern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden, machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was sich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünschte; Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite durcheinander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persön-

gungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unter-spaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavell, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gefesslosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteygewalten, entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigten auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht,

von

von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarn erdulden; bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unverzilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm vererblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lucchensern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in den spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, in so fern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden, machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was sich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünschte; Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite durcheinander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persön-

liche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, bestimmen das Schicksal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menschen, und nur selten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein Deutscher Kaiser, oder ein anderer Prätendent, an der Spitze von schlecht besoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch seine Gegenwart das Verworrene aufs höchste, ohne für sich selbst etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwispalt die Kirche und gesellen sich zu diesen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungerdnoth, Fieber, Pestilenz: so werden die Gebrechen eines übelregierten und schlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieft man nun in den Florentinischen Geschichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur solche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil sie das breite Fundament bürgerlicher Existenz wodurch alles getragen wird, als bekannt voraus setzen; so begreift man kaum wie eine solche Stadt entstehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage, in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, so überzeugt man sich, wie ein solches Local von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt zu Anfang des

ellsten Jahrhunderts hergestellt, und ihre genügsame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fiesole ansehnlich vermehrt; man vergewärtigte sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eignen nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse; wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partey angeschlossen, bald selbst als Partey, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwirker treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und besonderm Ansehen, und erblicken alle Handwerker die sich mit Bauen beschäftigen in der größten Thätigkeit. Was der Nordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden, was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung, und man kann sagen welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunft Häuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu

werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Punkten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltenere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählich entwickelten. Der Baumeister dirlgirte den Maurer, der Lüncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortbauenden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte; so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Kunst geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu

Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hilfe leistete oder schädete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich auf Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfsstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner flug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch mercantilsche Colonien die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zaubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und un-

zerstörliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuflügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Punkte wo bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Sar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Vertrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verbunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgerinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Erleb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteyen den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein

Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemanden zu schaden, jedem zu nützen! bleibt sein Wahlspruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen anderer zu Hülfe, seine Milde, seine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft. Sogar aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteyhändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch bei wachsenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlicheren Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Waters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende die an Bestechung gränzt. So wächst sein An-

hang, seine Partey, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsel zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

Au Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn bei einer ausgebreiteten Übung in Geschäften diente ihm statt aller andern Beihülfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen

auf eine vollständige und herrliche Weise genug zu thun, so hoffte seine tiefe Natur in der auflebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthfels, über welches er im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genosse einer, nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anstatt daß wohl andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehne welche der Vater freiwillig, selbst Wohlhabenden, ausdrang und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partey seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er

bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt.

Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partey. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigne Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um feinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; dagegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja, man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevorthcilt und beschädigt zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er sieht seinen zweyten Sohn im dreyzehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich = ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergözte,

so war er früh zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gelehrt. Seine zärtlichen, enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen gibt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, steht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine der katholischen Kirche, dem Papstthume, drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fadenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen, und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen Mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende, stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eins der schönsten Phänomene

darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Ober wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente seinem Vater gefolgt, so hätte wahrscheinlich alles ein andres Ansehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward zum zweytenmale der Mediceischen Familie der Name Peter verdetblich, als dieser Erstgeborne bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen abnherrlichen Besizungen das aufgeschweichte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehn Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wiedererlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken. •

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII. die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

84.

40.

ng I.

1474.

Johann auch Julian

geb. 1467.

gest. 1498.

Johann

der brave

geb. 1498.

gest. 1566.

ian
bischof
Nix.

. 1588.

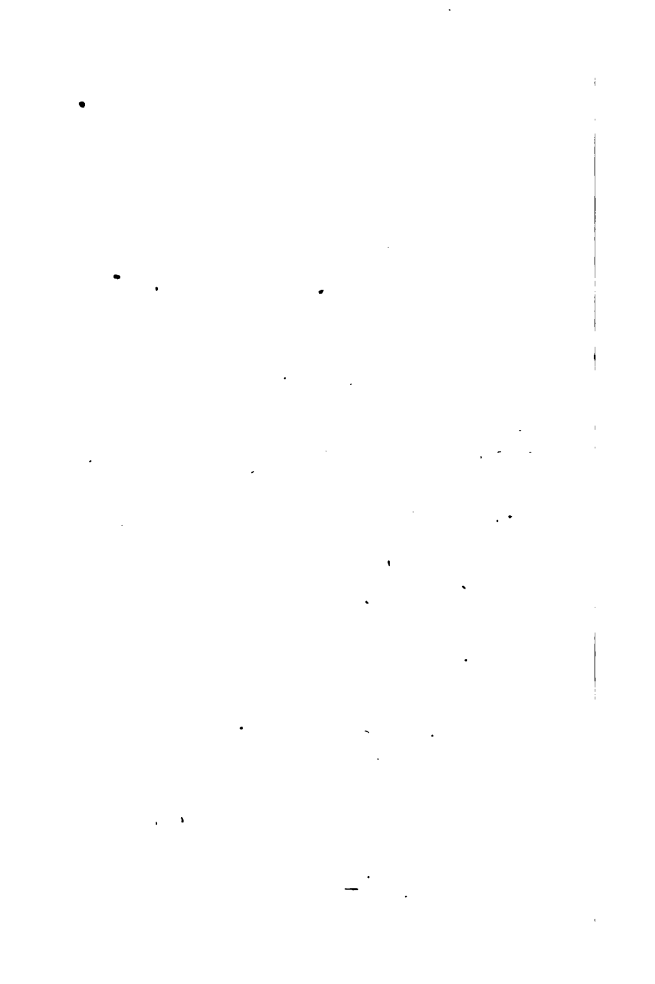
Cosmus

erster Großherzog

geb. 1519.

Groß. 1537.

gest. 1574.



Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartey in mehreren Städten Italiens, einen unmächtigen Haß verkochten.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt; in denen wir unsern Cellini finden, dessen Charakter und Handlungsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl, als im schwer zu regierenden Parteygänger darstellt.

Kann sich der Leser nunmehr einen solchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären; so wird er diese flüchtig entworfene Schilderung Florentinischer Begebenheiten und Zustände mit Nachsicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauses Medicis.

(Siehe nebenstehend.)

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer so regsamten Stadt zu einer so bedeutenden Zeit erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämmtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flugelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen das-

jenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents. Mußt und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich früh zum Goldschmied und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit technischen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige mußte bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten Florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donato, Ser Brunellesco, Ghiberti, Verocchio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nachahmung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es achte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, so wie der eigene baare

Nutzen, zu erwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätern Zeitgenossen; sie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitsinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gütigste Zeugniß ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld, bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heisterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den

man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermassen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bei einem immer produciblen, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessen ungeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines Kleinern Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald von Pier-
rathen, Landleute, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die lezten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Märchen ward.

•
Von

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegenen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Plage von Florenz im Angesicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu studiren; denn nach je größerem Maßstabe der Künstler arbeitet, desto unerlässlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen; daß er besonders die schöne weibliche Natur immer in seiner Nähe zu besitzen gesucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth; aber auch manche Verwirrung in seine Wirthschaft und eine Menge so abenteuerlicher als gefährlicher Romane entspringen aus diesem Verhältnisse.

Wenn nun von der einen Seite die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie auf der entgegengesetzten ihre Jünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein so hohes, heiteres, geistreiches Verhältniß, als

das zu Porzia Thigi, und kein sanfteres, liebevolleres, leiseres, als das zu der Tochter des Goldschmieds Rafaello del Moro.

Bei dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bei einem fortbauenden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorßiß des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deshalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhaftige Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt

er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besizes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinale einem, der sich auf diese Weise geholt, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Beträumen an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religiöses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfortigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger triibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und kühnste Weise; zuletzt, da er sich hilflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung,

Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunst-
sinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und
Nacht in einer ungeduldrigen, zwischen Verzweiflung
und Hoffnung schwankenden Bewegung und bringen
bei großen körperlichen Leiden die seltsamsten Er-
scheinungen einer innern Welt hervor. Hier be-
geben sich Visionen, geistig-sinnliche Gegenwarten
treten auf, wie man sie nur von einem andern
Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig
hätte rühmen können:

Ueberhaupt erscheint die Gewalt sich innere Bil-
der zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren,
mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manch-
mal sehr anmuthig, an die Stelle gehinderter Kunst-
ausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm als
Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer
Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares
Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt,
in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden
hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen ver-
ehren in denen das sonst so stumme Weltall, bei
Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theil-
nahme zu äußern scheint. Ja damit ihm nichts ab-
gehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten be-
zeichnet, so legte er den Kimbus, der bei auf-
gehender Sonne einem Wanderer um den Schatten
seines Hauptes auf feuchten Wiesen sichtbar wird,
mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal

der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leiden, schaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Gestirnen der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberey, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Woburdh sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Ältere Romanenschrreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italianisches Märchen, Guerino Meschino, und ein altes Französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der, wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschrreiber, Mahler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers

Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Raum sollte man glauben, daß aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehreren Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteylichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gefasteten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird, und be-

quemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Äußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in

Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem ungebändigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiösen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige wornach er sich sehnte recht gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannichfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch

das zu Porzia Thigi, und kein sanfteres, liebevolleres, leiseres, als das zu der Tochter des Goldschmieds Rafaello del Moro.

Bei dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bei einem fortbauernnden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorsiß des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deshalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafteste Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme die seine Lage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt

er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besizes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italienische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinale einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen mystischen, sinnlichen Welträumen an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religiöses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Verhütung in verdienten und unverdienten unentweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfortigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Geses und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger tröstet ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und kühnste Weise, zuletzt, da er sich hilflos eingekerkert sieht, fehet alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung,

Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunst-
sinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und
Nacht in einer ungebulbigen, zwischen Vorzei-
lung und Hoffnung schwankenden Bewegung und bringen
bei großen körperlichen Leiden die seltsamsten Er-
scheinungen einer innern Welt hervor. Hier be-
geben sich Visionen, geistig-sinnliche Gegenwarten
treten auf, wie man sie nur von einem andern
Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig
hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt sich innere Bil-
der zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren,
mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manch-
mal sehr anmuthig, an die Stelle gehinderter Kunst-
ausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm als
Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer
Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares
Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt,
in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden
hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen ver-
ehren in denen das sonst so stumme Weltall, bei
Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theil-
nahme zu äußern scheint. Ja damit ihm nichts ab-
gehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten be-
zeichnet, so legte er den Kimbus, der bei auf-
gehender Sonne einem Wanderer um den Schatten
seines Hauptes auf feuchten Wiesen sichtbar wird,
mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal

der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leiden, schaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Ge-
stern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberey, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Ältere Romanenschröiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italianisches Märchen, Guccino Meschino, und ein altes Französiches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der, wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschröiber, Mahler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unser

Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Raum sollte man glauben, daß aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehreren Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteylichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gefasteten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird, und be-

quemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Äußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in

Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem ungebändigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiösen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige wornach er sich sehnte recht gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Consur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannichfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch

nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen **ernsten** Vorsatz gefaßt habe sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweyer natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entzissen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als sechszig Jahren wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; alsobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwey Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlassene Werke.

1.

Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens

wußten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von verguldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertoli's drittem Bande auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundne Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowohl im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hornes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belveders nebst anderen Schätzen, welche von dem Schlosse

Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wunder-samen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausdrückt, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwey Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis ins Kleinste ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vor's Gesicht zu bringen.

Ebenso verfährt man mit den halberhabenen Arbeiten der ovalen Vase, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I bestimmt und kam als Geschenk Karls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neuesten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und

bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Persens, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinelli und Ammanato vorzuziehen. Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorial's beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II zum Geschenk ge-

saubt. — Der Name des Künstlers ist auf sein Kreuz bezeichnet, nämlich: *Benvenuto Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.*

Ferner bemerkt Vater Siguza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt und mit dem Bau des Escorial's der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Uebrigens nimmt Paolo Mini in seinem *Discurso sopra la nobiltà di Firenze 1593* als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedekunst und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neuesten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus gedachter, unterirdischer Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem

Spanischen verschieden und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das Spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende, oder vielmehr gestorbene Christus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentinische hingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib, bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit dem Perseus, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unsers Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter firtrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, ins Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfachheit des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I. steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr ge-

zierter Hornsch als ein Beispiel der großen Liebhaberey unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuileries stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien, welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

5.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Satzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Florentinischen Zeichnungssammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlassene Schriften.

1.

Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur, durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beinahe zweyhundert Jahre im Manuscript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchlich geschätzt und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der Deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteypflicht vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbe-

gränztes Individuum, und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die Englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und so viel ich weiß einzige Ausgabe der Cellinischen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheutelten Druckorts: Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Woyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leser das derbe Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit herauszugeben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwey Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, in so fern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger,

dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist.

Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelet bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen sich herdothut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, gibt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malererey und Sculptur. Wie denn

beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzas, durch die Natur der Italienischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Versesprunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernstesten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch

eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

Ungebrauchte Papiere und Nachrichten.

Verschiedne seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuscripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Ricardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein Deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wohl endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen und durch ihn aufs neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Mahlerey und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird be- weisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen

meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben; so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deshalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deshalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herrn, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das

Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deshalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deshalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beibehält sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben, gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus obenangeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige störrische Pedanten, oder irgend ein Subler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände gibt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar vieles dagegen auf das schönste versetzen; allein das war doch in den Wind gesprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes

immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verschaffst: es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest! Denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweytemal, nachzuahmen sich versprache, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden

setzt du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügt du die Kniekehle zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kommt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr

schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Seenen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Ibernien nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders als wie ich gesagt habe.

Sodann lässest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vier und zwanzig Knochen besteht. Sechzehn zählt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen; denn sie sind sehr schön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite,

so daß man das Zimmerwerk einer Saleere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusetzen anfangen. Die vier ersten stehen frei. Von diesen sind die beiden ersten klein und ganz knöchern. Die erste ist klein, die zweyte größer, die dritte hat ein klein Stückerl Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist porös wie ein Bimstein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieser Knorpel ist nichts anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weise läßt er sich mehr einem Knochen als einer Senne vergleichen, denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verstehe wohl! wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kommt Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freien Rippen, wenn sich der Körper dreht, oder vor und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unfern des Nabels erscheinen.

Diejenigen welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Mahler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen und ohne ander Studium als schlechter und oberflächlicher Ansätze zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerkswesen, wobei sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen; die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehen. Die trefflichen Bildhauer und Mahler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwey oder drey Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so lehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwey Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auslegen und mit einiger Wendung sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst

sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß einprägen; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Dieser Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweyer Schaufeln, Es sind sehr schöne Knochen die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler an Statt des Auges zu zeichnen sind. Es kommt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armbknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst du diese alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt du genugsam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar sowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wunderbaren Knochen

des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut im Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Annuth ausführen können.

Das beste war', daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit, Gelenken und Muskeln darüber ziehen kannst, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch war', z. B. der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher kühnlich zurecht rücken, daß er auf zwey Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig,

stehen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen andern und von allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohlgefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowohl der Sculptur als Malerey, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschiedene Gestalt, Maß und Verbindung erhält.

XVII.

Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerey.

Man zeichnet mit verschiedenen Materien und auf verschiedene Weise, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchschneidet und mehr Linien aufsetzt, wo man die Schatten verstärken will; soll er schwächer seyn,

so läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. : Gedachte Art ist sehr schwer und nur wenige Künstler haben sie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf diesem Wege sind die Kupferstiche erfunden worden, in welchen sich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meister bewiesen hat, sowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stiches.

Man zeichnet auch noch auf andere Weise, indem man nach vollendetem Umriss mit der Feder Pinsel nimmt und mit mehr oder weniger in Wasser aufgelöster und verdünnter Tusche nach Bedürfnis helleren oder dunklern Schatten anbringt. Diese Art nennt man Aquarell.

Ferner färbt man mit verschiedenen Farben das Papier und bedient sich der schwarzen Kreide den Schatten, und des Bleiweißes das Licht anzugeben. Dieses Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabischem Gummi vermischt und in Stäbchen, so stark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothstein und schwarzer Kreide. Mit diesen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und besser als auf die vorige Weise. Alle guten Zeichner bedienen sich derselben, wenn sie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn sie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf diese oder jene Weise gestellt haben und sie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor

oder zurück; so können sie es leicht thun, weil sich mit ein wenig Brodtrume die Striche leicht weg-
wischen lassen, und deswegen wird diese Weise für
die beste gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, so sage ich
nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung sey
nichts anders, als der Schatten des Rundes, und
so kann man sagen, daß das Runde der Vater der
Zeichnung sey; die Mahlerey aber ist eine Zeichnung
mit Farben gefärbt wie sie uns die Natur zeigt.

Man mahlt auf zweyerlei Weise, einmal daß
man die sämmtlichen Farben nachahmt wie wir sie
in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das
Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in
unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden,
von Polidoro und Raturino, außerordentlichen Zeich-
nern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians
und Elemonds unendliche Werke darin verfertigt
haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet
zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über
die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß
wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten,
ließen wir einen Mann von guter Gestalt und
frischem Alter in einer geweißten Kammer entweder
sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen,
wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten
konnte. Dann ehten wir ein Licht an die Rückseite,
weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt

von der Figur und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriss hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Mahler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Mahlerey so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Mahlerey geben, als wenn man sagt: sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Mahlerey, einer angenehmen und reizenden Tochter, angesehen werden müsse.

Der Mahler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Ansichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen,

die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten, so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint, deswegen er die erste Ansicht, die er bei sich schon fest gesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweyten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Ja man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten gibt: denn wie er nur seine Figur im geringsten wendet, so zeigt sich ein Muskel entweder zu sehr, oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten; welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal in solches nacktes Modell von Morgens bis auf

den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen. Dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wunderbarer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemahlte zu Stande, und bloß deswegen, weil die Mahlerey nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerey nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Mahlerey nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Mahlerey weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den

menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne: denn Bramante, Rafael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder andere eine Statue zu machen verstand.

Deswegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites

der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es viele gibt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerbe verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen: die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo gewesen; außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen. Wohl haben sich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Balthasar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt ist sie auf den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte was jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem

allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andern mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch Perspective abhandeln und nächst dem was ich an mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich an einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefert werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen, ohne Leidenschaft diese Dinge abzuhandeln werden im Stande seyn.



